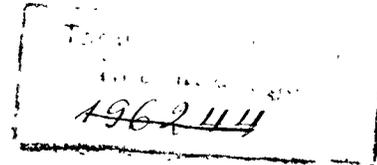


Bibl. d. Univers. 102

S 98, II

Märchen und Sagen

des
estnischen Volkes.



Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

Harry Jannsen.

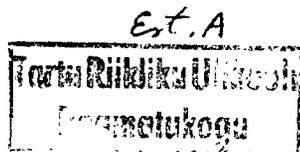
Zweite Lieferung.

Riga.
Verlag von N. Kymmell.
1888.

Leipzig.
C. F. Fleischer.
1888.

Доволено цензурою. Рига, 3-го Февраля 1888 года.

Гedruckt in der Müller'schen Buchdruckeret in Riga (Herderplatz Nr. 2).



21141

Vorwort.

Als ich im Jahre 1881 die erste Lieferung der vorliegenden Sagen- und Märchenammlung erscheinen ließ, lag es in meinem Plane, das ganze Werk innerhalb weniger Jahre zu vollenden. Aufgaben anderer Art drängten mich jedoch von diesem Vorhaben ab und erst heute ist es mir vergönnt, die Fortsetzung des Werkes dem Publicum zu übergeben.

Ich muß vor Allem dankbar anerkennen, daß jene erste Lieferung bei der Kritik des In- und Auslandes eine günstige, ja zum Theil überaus freundliche Aufnahme gefunden hat. Insbesondere fühle ich mich Herrn Professor Max Müller in Oxford, dem berühmten Mythologen und Sanskritgelehrten, für die wohlwollende Anzeige verbunden, die er dem Buche widmete (in „The Academy“, London 1882, Nr. 507). So bleibt mir nur der Wunsch übrig, daß auch dem vorliegenden Bande die gleiche Aufmerksamkeit der Kritik zu Theil werde.

Es erscheint mir, wie ich es schon im Vorwort zur 1. Lieferung andeutete, nicht angängig, der lieferungsweisen Ausgabe dieser Volksmärchen einen fortlaufenden kritischen Sachcommentar anzuhängen. Darum muß auch die Frage über den selbständigen

Ursprung der einzelnen Märchenstoffe und ihr Verhältniß zu der Mythenpoesie anderer Völker vorläufig unerörtert bleiben. Ich möchte jedoch bemerken, daß die in meine Sammlung bisher aufgenommenen Stoffe sich nicht allzuhäufig mit der Märchenwelt außerhalb der ostseefinnischen Völkerverwandtschaft berühren. Allgemeine Aehnlichkeiten wird man natürlich nicht vermessen. Denn schon darin liegt das allgemein Gleiche und der Grund zu unablässigen Aehnlichkeiten in der großen Märchenfamilie der Völker, daß sie überall aus dem versinkenden Mythos der Ahnen ihren Ursprung nimmt. Die Herren und Helden des von einer höheren Denktstufe eroberten Götterhimmels sterben nicht ganz. Aus der Nothwendigkeit ihrer Erzeugung durch ewige Väter, d. h. durch gewisse unwandelbare Qualitäten und Bedürfnisse des Volksgemüthes- und Intellekts, schöpfen sie die Kraft, die Phantasie weiter zu befruchten und von Geschlecht zu Geschlecht eine naive Existenz fortzuführen. Die unteren Religionsstufen der aller- verschiedensten Völker weisen aber keine spezifischen Verschiedenheiten auf und der Character und Gang der Märchenentwicklung ist sich daher überall wesentlich ähnlich. Das leuchtet von selbst ein, denn die menschliche Seele hat auf der ganzen Welt die nämliche menschliche Organisation; mithin darf man am allerwenigsten in ihrer primären Metaphysik entgegengesetzte Welten finden wollen. Der besonnene Forscher wird also die aus der Gleichheit der constitutiven Elemente alles Mythenbaues hervorgehenden Aehnlichkeiten nicht mit zufälligen Entlehnungen verwechseln, vielmehr wird sich gerade darin das Maß seiner Kenntnisse, die Durchdringung seines Stoffes und sein kritisches Vermögen

zu erkennen geben, daß er im Stande sei, jene primären, sich überall wiederholenden Uebereinstimmungen in den Elementen und sogar in gewissen Details der Märchenstoffe von den eigentlichen blutsverwandtschaftlichen Beziehungen und von den accidentellen Gevatterschaften mit glücklichem Blick zu trennen. — In der vorliegenden Sammlung erinnern doch einige Züge an eine fremde, speciell an die germanoslawische Sagenwelt, so z. B. die wunderbare Ausstattung der jüngsten Schwester (des Aschenbrödel's) mit den Geschenken einer verborgen bleibenden guten Macht, und einiges Andere.

Da ich auch diese zweite Lieferung nicht nur in dem engeren Kreise der Mythenforscher, sondern unter einem größeren Lesepublicum, das sich gern an der frischen Volkspoese des Märchens erquickt, verbreitet sehen möchte, so habe ich zwar mit den Anmerkungen zu den einzelnen Stücken, wo es nöthig schien, das Verständniß der Lectüre erleichtern wollen, dabei aber diejenige Ausführlichkeit, welche zur Erschöpfung des Gegenstandes führen müßte, vermieden und mir nur selten (so in der Anmerkung zu Nr. 1) eine geringe Abweichung von diesem Grundsatz gestattet. Ich möchte jedoch die Gelegenheit zu der Mittheilung benutzen, daß mich die Arbeit an einer vollständigen estnischen Mythologie schon seit Jahren beschäftigt. In dieser wird man hoffentlich das ganze Gebiet dargestellt und die Fragen gelöst finden, deren eingehende Untersuchung hier nicht am Platze wäre.

Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts haben die hervorragendsten Alterthumsforscher der baltischen und vorzüglich der

estnischen Sagen- und Märchenwelt ein reges Interesse zugewandt und — wie z. B. Jacob Grimm in seiner Deutschen Mythologie und in der Ausgabe des Reinhart Fuchs — die ganze Bedeutung derselben anerkannt, wenngleich das ihnen zugänglich gewordene Material sich nicht im mindesten mit der Reichhaltigkeit des heute zu Tage geförderten messen kann. Auch für unsere eigene Heimath gab es eine fröhliche Zeit des Studiums dieser unserer einheimischen Schätze. Sie umfaßt die beiden ersten Decennien der Wirksamkeit der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat, wo Männer wie N. Graf Rehbinder, Eduard Pabst, Rosenplänter, Fählmann, Kreuzwald, Reus, Schiefner u. A. blühten. Inzwischen scheint die Freude an unserem heimatlichen Eigenthum und die Sorge für dasselbe merklich unter uns abgeschwächt worden zu sein und neuer Belebung zu bedürfen. Möge zu solcher höchst wünschenswerthen Belebung auch dieses Buch, soviel in seiner Aufgabe liegt, beitragen.

Riga, im Februar 1888.

Harry Janssen.

Inhalt.

	Seite
1. Widewik, Koit und Hämari	1—3
2. Des Sängergottes letzter Abschied	4—6
3. Die Nordlichtgeister	7—8
4. Der Sohn des Donnerers	9—15
5. Die Milchstraße	15—18
6. Die Jungfrau von der Wasikala-Brücke	19—20
7. Die Färber des Mondes	20—26
8. Das Weib im Monde	26
9. Der Wirbelwinds-Geist	27—30
10. Die Schmiede des Teufels	30—31
11. Unrecht Gut gedeihet nicht	31—33
12. Der Soldat und der Teufel	34—35
13. Wie des Teufels Sohn ein Weib gewann	36—40
14. Der Bauer und die drei Teufel	41—44
15. Der Teufel und sein Sohn	44—45
16. Der Forstwart wird ein Doctor	45—48
17. Der Schahträger	49—57
18. Wie der Wolf erschaffen wurde	57—60
19. Was der Wolf fressen darf	60—61
20. Die Speisung der Wölfe	61—63
21. Der Wolf als Beschützer	63—64
22. Die Hündlein des heiligen Georg	64—66
23. Des Wolfes Mißgeschick	66—69
24. Der Peipus-See	69—74
25. Wie der See zu Guseküll entstand	74—75
26. Das versunkene Schloß	75—76
27. Die blaue Quelle	76—77
28. Die zwölf Töchter	78—85

Sagen über die Entstehung von Kirchen:	
29. Die Kirche zu St. Mail	86—87
30. Die Kirche zu Pühalepp	88—89
31. Die Kirche zum Heiligen Kreuz	89—90
32. Die Kirche zu Kreuz	90—91
33. Die Kirche zu Goldenbeck	91—92
34. Die Kirche zu Fellin	92—93
35. Der mitleidige Schuhmacher	94—96
36. Die Unterirdischen	96—105
37. Der Hausgeist	105—109
38. Die reich vergoldene Wohlthat	110—113
39. Des armen Mannes Glück	114—117
40. Die nächtlichen Kirchgänger	117—126
41. Die drei Schwestern	126—132
42. Die Geldmünzer von Deal	132—134
43. Die Gelblade	135—137
44. Der Schatz des Bösen	137—139
45. Der verhezte Gaul	139—141
Märchen aus dem Heidemoor:	
46. Der bestrafte Hirtentnabe	143
47. Der wunderliche Heuschaber	143—144
48. Die Irrlichter	145
49. Das Koboldei	146—147
50. Die kluge Bäuerin	147—149
51. Der schwarze Tod	150—152
52. Ratt auf Kucko	152
53. Der dankbare Ratt	153
54. Der geizige Bruder	154—155
55. Der reiche und der arme Bruder	155—157
56. Warum Hund und Kaze und Kaze und Maus einander feind wurden	157—159
57. Das Gottesurtheil	159—161
58. Die Schwalbe	161—162
Anmerkungen	163—203

1. Widewik, Koit und Hämarik.¹⁾

(Dämmerung, Morgenroth und Abendröthe.)

Altwater hatte drei flinke Diener: zwei frische, schöne und fittige Jungfrauen Widewik und Hämarik und den schlanken Jüngling Koit. Die verrichteten Altwaters Arbeiten und führten seinen Haushalt. Einst kam Widewik, die älteste, beim Untergang der Sonne mit den Zugstieren vom Brachfeld heim, woselbst sie geackert hatte, und führte die Thiere an den Fluß zur Tränke. Wie sich aber die Mädchen allerwegen zuerst um ihr glattes Gesicht sorgen, also war es auch bei der reizenden Widewik Brauch und Regel. Sie hatte nicht weiter Acht auf die Stiere, trat an's Wasser und schaute hinein. Sieh, da blinkten ihr aus des Bächleins Silberpiegel die braunen Augen mit den rothen Wangen so lieblich entgegen, daß ihr das Herz vor Freuden höher schlug. Der Mond aber, der auf Altwaters Geheiß und Ordnung an Stelle der heimgegangenen Sonne die Welt erleuchten sollte, vergaß seines Amtes ehrbar zu warten und eilte liebesverlangend zur Erde hinab in das Bett des Bächleins. Mund an Mund, Lippe an Lippe, so weilte nun da der Mond bei Widewik.

Derweil aber versäumte der Mond alle seine Pflichten, sein Licht erlosch und tiefe Finsterniß deckte das Land, während er an Widewik's Herzen weilte. Da geschah nun ein großes Unglück. Das wilde Waldthier, der Wolf, der unterdessen nach seinem Begehre schalten konnte, da ihn Niemand sah, fiel über einen von Widewik's Stieren her und zerriß ihn. Wohl sang da die Nachtigall und ließ ihr holdes Lied durch den dunklen Hain hin-

schallen: „Faulde Maid, faule Maid! lang ist die Nacht! Schwarzstreifiger, in die Furche, in die Furche! Bring die Peitsche, bring die Peitsche! schwipp, schwipp, schwipp!“²⁾ Aber Widewik vernahm es nicht. Sie hatte Alles vergessen außer ihrer Liebe.

Früh morgens, als Koit von seinem Lager aufsprang, da erwachte Widewik endlich aus ihrem Liebestraum. Als sie nun des Wolfes böse That ersah, begann sie gar bitterlich zu weinen. Aber die Thränen ihrer Unschuld blieben vor Altvater nicht verbergen. Er kam herab aus seinem Himmel, um den Uebelthäter zu strafen und den Verächter der Ordnung unter das Gesetz zu beugen. Hart strafte er den Wolf und spannte ihn hoch am Himmel neben dem Stier in's Joch³⁾, damit er allda, getrieben von der eisernen Ruthe des Polarsternes, in Ewigkeit Wasser schleppe. Zu Widewik aber sprach er: Da der Mond mit dem Licht seiner Schönheit Dich berückt und um Dich gefreit hat, so will ich Dir vergeben. Und wenn Du ihn von Herzen liebst, so will ich Euch nicht hindern und Ihr sollt Gatten sein. Von Dir, Widewik, verlange ich aber treuliche Acht und Wache, daß der Mond zur rechten Zeit seinen Lauf beginne, damit nicht wieder nächtliche Finsterniß tief die Erde bedrücke und die Bösen schalten könnten nach ihrem Gefallen. Herrschet über die Nacht und traget Sorge dafür, daß in ihrem Schoße glücklicher Frieden weile!

So erhielt der Mond Widewik zum Weibe. Noch heute lächelt ihr freundliches Antlitz auf uns nieder und schaut hinab auf den Spiegel des Baches, wo sie zum ersten Male die Liebe ihres Verlobten kostete.

Darauf beschied Altvater Koit und Hämariik vor sein Angesicht und sprach: Auf daß nicht abermals eine Unachtsamkeit sich begeben mit dem Licht der Welt, und die Finsterniß nicht überhand nehme, so will ich zwei Herrscher setzen, auf deren Weisung Alles seinen Lauf nehme. Der Mond und Widewik sollen zu ihrer

Zeit die Nächte erleuchten mit ihrem Schein. Koit und Hämariik! Eurer Weisung und Wahrung traue ich aber das Licht der Tage unter dem Himmelszelt an. Wartet Eures Amtes mit Eifer! Unter Deine Hut, Töchterchen Hämariik, gebe ich die sinkende Sonne. Empfange sie am Himmelsrande und lösch' ihr jeden Abend alle Feuerfünkchen achtfam aus, damit kein Schaden geschieht, und geleite sie beim Untergange. Koit, mein linker Sohn, Deine Sorge sei es, die Sonne aus Hämariik's Händen zu empfangen, wenn sie ihren Lauf beginnen will, und neues Licht zu entflammen, damit nie ein Mangel sei an Licht!

Die beiden Diener der Sonne führten nun ihr Amt mit Eifer, also daß an keinem Tage die Sonne fehlte unter dem Himmel. Da begannen die kurzen Sommernächte, wo Koit und Hämariik eins dem andern die Hand reicht, wo ihre Herzen erbeben und ihre Lippen sich im Kuß berühren, wo die Vöglein im Walde, jedes nach seiner Zunge, helle Lieder erschallen lassen, wo die Blumen blühen, die Bäume fröhlich gedeihen und die ganze Welt Wärme fühlt.⁴⁾ In dieser Zeit kam Altvater von seinem goldenen Thron zur Erde nieder, um das Jubelfest des Lijon zu feiern. Da er nun alle Werke und Verwaltungen in guter Ordnung fand, freute er sich seiner Schöpfung und sprach zu Koit und Hämariik: Ich bin auch mit Eurer Aufführung zufrieden; darum wünsche ich Euch ein dauerndes Glück. So seid denn von nun an Mann und Weib! — Da riefen aber die Weiden wie aus einem Munde: Vater, laß uns unsere Wonne ungetrübt! Wir sind zufrieden mit unserem Stande und wollen Braut und Bräutigam bleiben, denn in diesem Stande haben wir ein Glück gefunden, das immer jung und neu bleibt!

Da ließ ihnen Altvater ihren Willen und kehrte wieder zurück in seinen goldenen Himmel.

2. Des Sängergottes letzter Abschied.

Auf dem Berge Taara's¹⁾ kamen alle lebenden Wesen um Wanemuine²⁾ zusammen und erhielt ein jedes seine Sprache, darnach, wie es den Gesang des Gottes verstehen und behalten konnte. Der holbe Embach hatte sich das Rauschen seiner Gewänder zur Rede erwählt, die Bäume im Hain aber das Brausen seiner Gewänder, als der Gott nieder zur Erde kam. Darum nehmen wir im Walde und am Ufer des murmelnden Bächleins Wanemuine's Nähe am innigsten wahr, und fühlen uns vom Geiste seiner Lieder erfüllt. — Die lautesten Töne merkte sich der Wind, einigen Geschöpfen behagte das Knarren der Wirbel an des Gottes Harfe, anderen der Klang der schwingenden Saiten. Den Singvögeln schienen aber die göttlichen Lieder und Weisen das schönste zu sein, zumal der Nachtigall und der Lerche. Schlimm erging es den Fischen. Die steckten die Köpfe bis zu den Augen aus dem Wasser, die Ohren aber behielten sie darin. So sahen sie denn wohl, wie Wanemuine seine Lippen bewegte und thaten es ihm nach, aber sie blieben stumm. Nur der Mensch allein lernte alle Töne kennen und begriff Alles, darum dringt auch sein Lied am tiefsten in die Seele und schwingt sich empor zu dem Sitz Altvaters.

Und Wanemuine sang von der Größe des Himmels und von der Erde Schönheit, von den Uferhügeln des Embach und ihrer Pracht, vom Glück und Unglück der Menschenkinder. Und da ward sein Lied so wehmützig, daß er selbst bitterlich zu weinen begann und die rollenden Thränen ihm durch sein sechsfaches Gewand und das siebenfache Hemd drangen. Dann erhob er sich wieder auf Flügeln des Windes und ging in Altvaters Wohnung, vor ihm zu singen und zu spielen.

Lange klang dieser göttliche Gesang im Munde der estnischen Söhne und Töchter. Wandelten sie unter dem Laubdach des

heiligen Haines, so verstanden sie das sanfte Rauschen der Bäume und des Bächleins Plätschern erfüllte sie mit frohem Muth. Das Lied der Nachtigall schmolz ihre Herzen und die Weisen der Lerche lenkten ihren Sinn hinauf zu den Hallen Altvaters. Dann schien es ihnen, als wandelte Wanemuine selbst mit seiner Harfe durch die Schöpfung. Und das that er auch, und so oft vom ganzen Lande die Sänger zusammenkamen zum Wettgesang, war Wanemuine immer unter ihnen, wemgleich sie ihn nicht erkannten, und entsachte immer von Neuem in ihrem Busen das echte Feuer des Gesanges.

Nun geschah es einst bei einem solchen Fest, daß unter die Sänger ein fremdes altes Mädchen trat. Sein Gesicht war voll Runzeln, sein Kinn zitterte und den einen Fuß stützte es auf die Krücke. Mit schnarrender Stimme begann die Alte ihr Lied. Sie sang von ihrer schönen Jugend, den herrlichen Tagen im Elternhause, von dem armseligen Wesen dieser Zeit, da alle Lust verschwunden wäre. Auch von ihren Freiern sang sie, die in Scharen gekommen und um sie geworben, und wie sie Alle heimgeschickt hätte. So schloß sie auch ihr Lied mit diesen Worten:

„Sulew's Sohn kam her von Süden,
Weither Kalew's Sohn gegangen;
Sulew's Sohn bot mir die Lippen,
Kalew's Sohn die Hand zum Bunde.
Doch ich schlug den Sohn des Sulew,
Trogig auch den Sohn des Kalew,
Ich, die schöne Affi-Jungfrau!“

Raum hatte die Alte geendet, da erhob sich im Volk ein so lautes Gelächter, daß es weithin über die Fläche scholl und der Hain lärmend widerhallte. Spottend sang das Volk der Heze die letzten Worte nach und sein Gelächter wollte kein Ende

nehmen, bis der Fest-Älteste mit Tadel und Verbot die Leute hemmte. Still ward Alles rings umher. Nun begann hoch auf geschmücktem Sitz ein Greis den herrlichsten Wettgesang, daß davon alle Umstehenden eine selige Freude fühlten. Da vernahm man plötzlich hinter ihm eine Stimme, die das Lied der Hexe von Neuem anstimmte. Wieder erhob sich Lachen und lief weit durch die Reihen hin. Stille gebot der Älteste mit hartem Wort und Stille auch diejenigen, die um den Greis versammelt sein Lied vernommen hatten. Da ward es denn wieder ruhig im Volk.

Und der Greis auf seinem Sängerthron hub von Neuem sein Lied an und unter Wommeschauern lauschten sie ihm. Das war ein echtes Lied, denn gewaltig zog es ein in alle Herzen und erweckte jeden edleren Sinn zu himmlischen Gedanken. Wieder aber ward eine Stimme in der Menge laut, die den häßlichen Spruch der Alten begann und wieder erklang schallendes Gelächter in der Versammlung. Da ergrimmte der Greis auf seinem Thron, blickte noch einmal zürnend hinab auf die thörichte Menge und verschwand alsobald vor ihren Augen. Nur ein mächtiges Rauschen und Klagen ward noch vernommen, daß Alle erbebten und ihr Blut in Schrecken erstarrte. Wer war der greise Sänger? War es nicht Wanemuine selbst? Wohin entschwand er? — So redeten und fragten sie untereinander. Aber der Sänger blieb verschwunden und Niemand hat ihn je wiedergesehen.

Das war Wanemuine's letzter Abschied von den estnischen Söhnen. Nur wenigen Sängern wird heute noch das Glück zu Theil, weit aus hoher Ferne sein Lied und Spiel zu vernehmen, und nur solche Dichter vermögen ihre Brüder mit der göttlichen Stimme des Liedes zu erwecken.

3. Die Nordlichtgeister.¹⁾

Ein Edelmann pflegte in strengen Wintern an jedem Donnerstage, sobald die Nacht anbrach, von Hofe zu fahren und erst gegen Morgen heimzukehren. Er hatte aber allen seinen Leuten hart angefangen, daß ihn Niemand begleite oder ihn bei seiner Rückkehr empfangen. Er selbst spannte das Roß vor den Schlitten und spannte es auch wieder aus. Roß und Geschirr durften aber vor Niemandes Augen kommen und er bedrohte Jeden mit dem Tode, der es wagen sollte, abends in seinen geheimen Stall zu dringen. Tags über trug er den Stallschlüssel in seinem Busen und nachts verwahrte er ihn unter seinem Kissen.

Aber der Kutscher des Edelmanns kümmerte sich nicht um seines Gebieters strengen Befehl, denn er mochte gar zu gern erfahren, wohin des Herren Fahrt an jedem Donnerstage ginge, und wie doch Roß und Geschirr beschaffen wären. Daher wußte der Wagehals es so einzurichten, daß er an einem Donnerstage bei Zeiten in den Stall gelangte, wo er sich bei der Thür in einem finsternen Winkel verbarg.

Es wahrte nicht lange, da kam auch schon der Herr und öffnete die Thür. Auf einmal ward es in dem großen Stalle so hell, als wären viele Kerzen angezündet worden. Der Kutscher zog sich in seiner Ecke wie ein Igel zusammen, denn hätte ihn der Herr erblickt, so wäre ihm unfehlbar die angedrohte Strafe zu Theil geworden.

Jetzt stieß der Herr den Schlitten hervor und der erglänzte gleich einer Feueresse.

Während aber der Edelmann an das Roß heranging, schlüpfte der Kutscher unter den Schlitten.

Der Edelmann schirrte nun das Pferd an und warf Decken

über das Thier und den Schlitten, damit die Leute auf dem Hof von dem wunderbaren Glanze nichts merkten.

Der Kutscher kroch leise unter dem Schlitten hervor und verbarg sich hinten auf den Schlittensohlen, wo ihn auch der Herr zum Glück nicht bemerkte.

Als Alles fertig war, sprang der Herr in den Schlitten und fort ging es, daß die Sohlen des Schlittens tönten, — immer weiter hinauf gegen Norden.

Nach etlichen Stunden nahm der Kutscher wahr, daß die Decken von Ross und Schlitten verschwunden waren und daß Ross und Geschirr wieder wie im Feuer strahlten.

Setzt bemerkte er auch, wie von allen Seiten Herren und Frauen mit gleichen Schlitten und Rossen näher jagten. Das war ein Saufen und Brausen! Die Fahrer ramten durch und an einander vorüber, als gelte es die höchste Wette, oder als wären sie auf einer Hochzeitsfahrt. Endlich begriff der Kutscher, daß die Fahrt hoch über die Wolken führte, die wie glatte Seen unter ihnen erglänzten.

Nach einer Weile verloren sich die Renner mehr und mehr und des Kutschers Herr sagte zu seinem Nachbar: Bruder, die anderen Nordlichtgeister scheiden! So laß auch uns gehen!

Und so stürmten Herr und Kutscher wieder heimwärts. Anderen Tages sprachen die Leute, sie hätten noch nie ein so starkes Nordlicht erlebt, wie in der vorigen Nacht.

Der Kutscher aber hielt reinen Mund und vertraute Niemandem etwas von seiner nächtlichen Fahrt. Als er aber alt und grau geworden, hat er die Geschichte doch seinem Enkel erzählt und so ist sie unter die Leute gekommen. Und noch heute soll es solche Nordlichtgeister geben und wenn im Winter das Nordlicht über den Himmel flammt, dann halten sie da oben Hochzeit.

4. Der Sohn des Donnerers.¹⁾

Der Sohn des Donnerers hatte mit dem Teufel einen Pact auf sieben Jahre geschlossen, wonach der Teufel ihm als Knecht dienen und in allen Stücken seines Herren Willen unweigerlich erfüllen sollte. Für treue Dienste gelobte ihm der Sohn des Donnerers seine Seele zum Lohn. Der Teufel that seine Pflicht und Schuldigkeit gegen seinen Herrn und scheute weder die schwerste Arbeit, noch murrte er über schmale Kost, denn er wußte wohl, welchen Lohn er nach sieben Jahren von Rechts wegen erhalten mußte. Nun waren sechs Jahre hin und das siebente hatte schon begonnen, aber der Sohn des Donnerers spürte gar keine Lust, seine Seele dem Bösen so wohlfeilen Kaufes anheim zu geben. Darum hoffte er mit einer List den Klauen des Feindes zu entriunen. Schon beim Abschluß des Vertrages hatte er dem Teufel einen Streich gespielt, da er ihm zur Besiegelung des Handels Hahnenblut²⁾ für sein eigenes gegeben, aber des Teufels blödes Auge hatte den Betrug nicht gemerkt. So war das stärkste Band zu nichte gegangen, womit seine Seele unauflöslich gefesselt werden sollte. Obgleich nun das Ende der Dienstzeit mit jedem Tage immer näher rückte, hatte der Sohn des Donners noch keinen Anschlag erfonnen, um seine Freiheit zu gewinnen. Nun traf es sich, daß an einem heißen Tage eine schwarze Wetterwolke von Mittag aufzog und ein schweres Gewitter verkündete. Sogleich verkroch sich der Teufel unter die Erde in einen Schlupfwinkel, wohin ein unterirdischer Gang führte, den er sich zu diesem Bedarf unter dem Felsen gegraben. Komm, Brüderchen, leiste mir Gesellschaft, bis das Unwetter sich verzieht! bat der Teufel mit honigsüßer Zunge seinen Herrn. — Was versprichst Du mir dafür, wenn ich Deiner Bitte willfahre? frug des Donnerers Sohn. Der Teufel versprach

den Handel unter der Erde abzumachen, denn da oben könnten sie nicht mehr mit einander feilschen, wo die Wolke jeden Augenblick ihnen auf den Hals zu kommen drohe. Der Sohn des Donnerers dachte: heute hat die Furcht den Bösen ganz mürbe gemacht: wer weiß, ob es mir vielleicht nicht glückt, mich aus seinen Klauen loszumachen! In diesen Gedanken ging er mit ihm in die Höhle. Das heftige Unwetter hielt diesmal lange an, Schlag dröhnte auf Schlag, daß die Erde erbebte und die Felsen zitterten. Bei jeder Erschütterung preßte der Teufel beide Fäuste gegen die Ohren und kniff die Augen zu; kalter Schweiß bedeckte seine zitternden Glieder, so daß er kein Wort hervorbringen konnte. Gegen Abend, als das Gewitter sich verzogen hatte, sprach er zum Sohn des Donnerers: Wenn nur Altvater von Zeit zu Zeit nicht ein so gräßliches Getöse und Gerassel machte, so käme ich ja recht gut mit ihm zurecht und könnte ruhig leben, da mir seine Pfeile unter der Erde nichts anhaben können. Aber sein schreckliches Poltern greift mich so an, daß ich gleich von Sinnen komme und nicht mehr weiß, was ich thue. Großen Lohn böte ich dem, der mich aus dieser Drangsal erlöste! — Des Donnerers Sohn antwortete: Da giebt's keinen besseren Rath, als das Donnerzeug dem Altvater heimlich zu entwenden! — Würd' es schon stehlen, sprach der Teufel, wenn es nur möglich schiene! Aber der alte Kōu hält ohne Unterlaß Wache und hütet sein Donnerzeug Tag und Nacht. Wie könnte da der Diebstahl gelingen? — Der Sohn des Donnerers hub nun an und sagte des Weiteren her, wie nach seiner Meinung die Sache wohl glücken müßte. Ja, wenn Du mir helfen wolltest, rief der Teufel, so möchten unsere Anschläge freilich gedeihen, aber ich allein werde nimmer damit zurecht kommen! — Der Sohn des Donnerers versprach nun des Teufels Beistand zu sein, begehrte aber für seine Mühe keinen geringeren Lohn, als daß der Teufel von

dem Handel um seine Seele zurücktreten solle. Meinetwegen nimm drei Seelen, wenn Du mich nur von dieser schrecklichen Angst befreist! rief der Teufel voller Freuden. Nun offenbarte ihm des Donnerers Sohn, in welcher Weise er den Diebstahl für möglich halte, wenn sie Beide einträchtig und mit vereinten Kräften an's Werk gingen. Aber, sagte er zum Schluß, wir müssen so lange warten, bis Altvater eines Tages wieder einmal sich so müde macht, daß er in tiefen Schlaf fällt; denn gewöhnlich schläft er wie der Hase mit offenen Augen!

Einige Zeit nach dieser Berathung der Männer zog ein lauges und heftiges Gewitter auf. Der Teufel hockte mit dem Sohn des Donnerers wieder unter dem Fels versteckt in seinem Schlupfwinkel. Vor Angst waren dem Alten die Ohren so fest zugefallen, daß er nicht ein Wort von der Rede seines Gefährten vernahm. Am Abend aber stiegen Beide auf einen hohen Berg, wo der Teufel des Donnerers Sohn auf seine Schultern hob und sich selbst durch Zauberkraft immer höher zu strecken begann, wobei er sang:

Rüstig, Bruder, recke dich,
Hals und Schulter, strecke dich!

So wuchs er bald bis an den Kreis der Wolken. Als der Sohn des Donnerers über den Wolkenrand guckte, sah er Vater Kōu friedlich schlafen, sein Haupt auf das Wolkenkissen gestützt, die Rechte aber breit über das Donnerzeug gestreckt. So wäre also der Diebstahl nicht möglich gewesen, denn hätten sie seine Hand berührt, so wäre der Schläfer erwacht. Der Sohn des Donnerers kletterte aber von des Teufels Schulter auf die Wolke herab, schlich wie ein Käzchen näher und probirte es mit einer List. Er suchte ein Thierchen hinter seinem Ohr hervor und setzte es dem Vater Kōu auf die Nase, damit es ihn kitzele. Sogleich begann der Alte mit der Rechten seine Nase zu kratzen. Da raffte des Donnerers Sohn das Donnerzeug im Nu

von seiner Seite und sprang vom Wolkenwande zurück auf den Nacken des Teufels, der mit ihm den Berg hinunter rannte, als brenne ihm Feuer auf der Ferse. Und nicht eher machte er Halt, noch fand er Zeit sich umzusehen, als bis er in der Hölle angelangt war. Hier verbarg er das Diebsgut in einer eisernen Kammer hinter sieben Schlössern, dankte dem Sohn des Donnerers für die treffliche Hilfe und gab ihn mit sammt seiner Seele frei.

Jetzt aber brach über die Welt und die Menschen ein Unglück herein, das der Sohn des Donnerers nicht vorauszusehen vermocht. Die Wolken spendeten kein Tröpfchen Regen mehr und Alles verdorrte im Sonnenbrande. — Habe ich in meinem Leichtsinne dies ungeahnte Elend über das Volk gebracht, so muß ich suchen die Sache wieder gut zu machen, wie es eben geht! dachte der Sohn des Donnerers und begann Rath zu halten, wie er das Unglück abwende. Da zog er gen Finmland hinauf nach dem Norden, wo ein berühmter Schwarzkünstler lebte, offenbarte dem die Geschichte von dem Diebstahl und gab auch an, wo das Donnerzeug gegenwärtig versteckt läge. Der Schwarzkünstler sprach: Sogleich muß dem Vater Rön Kunde werden, wo sein Donnerzeug gefangen liegt, so wird er des Weiteren wohl schon selber Mittel und Wege finden, sein verlorenes Eigenthum wiederzuerlangen. — Darauf sandte er mit dem Nar des Nordens³⁾ dem alten Wolfenvater Botschaft. Schon am folgenden Morgen erschien Rön und dankte dem Schwarzkünstler, der ihm auf die Spur des Diebes geholfen. Dann verwandelte er sich in einen kleinen Knaben, ging hin zu einem Fischer und verding sich bei ihm als Knecht für den Sommer, denn er wußte wohl, daß der Teufel zum öfteren an den See kam, um Fische zu erwischen, und hoffte ihn da zu ertappen.

Obgleich nun der Knabe Piker bei Tag und Nacht unermüdetlich die Neze im Auge behielt, ging doch eine Weile darüber

hin, bevor er des Feindes ansichtig ward. Der Fischer hatte zwar längst schon bemerkt, wie die Neze, die sie zur Nacht auswarfen, oftmals am Morgen leer heraufgewunden waren, wußte aber nicht, was schuld daran sei. Der Knabe kannte den Fischdieb besser, doch mochte er nicht eher davon reden, als bis er seinem Herrn den Dieb auch zeigen konnte.

Da geschah es in einer mond hellen Nacht, als er mit seinem Herrn an den See kam, um nach den Nezen zu schauen, daß sie den Dieb gerade am Werke trafen. Als sie über den Rahn in die Tiefe spähten, nahmen Beide wahr, wie der Teufel die Fische aus den Maschen pflückte und sie in seinen Schnappsaß stopfte. Des andern Tages ging der Fischer einen berühmten Schwarzkünstler um Beistand an und bat ihn, es so einzurichten, daß der Dieb an das Netz gebannt werde und nicht anders los käme, als wenn es der Fischer wollte. Alles geschah auch ganz nach des Fischers Wunsch. Als sie am folgenden Tage das Netz aus dem See wanden, stieg auch der Böse mit an die Oberfläche und ward an's Ufer geschleppt. O weh! wie bläuten sie ihm da das Fell, der Fischer und sein Knabe! Da er aber ohne Hilfe des Zauberers aus dem Netz nicht entkommen konnte, so mußte er die Schläge hinnehmen, wobei die Fischer wohl ein Fuder Prügel auf seinem Leibe zerfchlugen und sich nicht darum sorgten, wohin die Schläge fielen. Schon war des Teufels blutiger Kopf kloßig aufgeschwollen, die Augen wollten ihm austreten — ein gräßlicher Anblick! — aber der Fischer und sein Knabe fühlten kein Erbarmen mit dem gemarterten armen Teufel, verschauften von Zeit zu Zeit ein Weniges und schlugen dann von Neuem auf ihn los. Als all' sein klägliches Flehen nichts fruchtete, bot der Böse endlich ein reiches Lösegeld und versprach dem Fischer die Hälfte von seinem Hab und Gut oder gar noch mehr, wenn er ihn aus seinen Banden befreite. Der erboste Fischer

mochte aber von dem Handel nicht eher etwas wissen, als bis ihm der Athem ausgegangen war und er den Prügel nicht mehr rühren konnte. Als der Handel endlich geschlossen war, befreiten sie ihn mit Hilfe des Zauberers aus dem Netz und der Böse bat den Fischer und seinen Knaben mit ihm zu kommen, um das Lösegeld zu holen. Vielleicht hoffte er im Stillen, sie mit irgend einer List zu betrügen.

Auf dem Höllenhof ward den Gästen ein prächtiges und langes Fest bereitet, das über eine Woche dauerte und wo es an nichts mangelte. Der Höllenhof zeigte den Gästen seine Schatzkammern und geheimnißvollen Geräthe und ließ zur Ergötzung des Fischers von seinen Spielteuten die schönsten Weisen aufspielen. Eines Morgens sprach der Knabe Piker heimlich zum Fischer: Wenn er Dir heute wieder reiche Ehren und Freuden bereitet, so bitte Dir aus, daß man die Sackpfeife hervorhole, die in der Eisenkammer hinter sieben Schlössern liegt! — Bei Tisch, als die Männer schon halb berauscht waren, verlangte der Fischer nach der Sackpfeife in der Eisenkammer. Der Teufel erfüllte sein Begehren, trug die Sackpfeife herbei und begann selbst darauf zu spielen. Wie er aber auch aus Leibeskräften den Athem hineinblies und die Finger am Rohr rührte, so kam doch kein besserer Ton aus der Pfeife, als von einer Rake, der man in den Schwanz gekniffen, oder von einem Ferkel, das auf der Wolfsjagd quiekt. Lachend sprach der Fischer: Duält Euch nicht vergeblich ab! ich sehe schon, aus Euch wird doch kein Spielmann! Mein Hirtenbube würde es geschickter machen! — Oho, rief der Teufel! meint Ihr, das da mit der Sackpfeife wäre ein Spiel auf der Weidenflöte und gar so spottleicht? Komm, Freundchen, und probire es nur erst, und wenn Du oder Dein Bube etwas wie einen Ton auf der Pfeife blaset, so will ich nicht länger der Höllenhof heißen! Da nimm und versuch's! rief er aus und reichte dem Knaben die Pfeife hin. Der Knabe

Piker ergriff sie, aber wie er die Lippen an's Rohr setzte und hineinblies, da erbeben die Mauern der Hölle, der Teufel mit seinem Volk stürzten betäubt zu Boden und schienen in ihrer Ohnmacht Alle wie todt dazuliegen. Plötzlich stand an Stelle des Knaben der alte Donnergott selbst neben dem Fischer, dankte ihm für seine Hilfe und sprach: In Zukunft, wenn meine Pfeife wieder aus den Wolken schallt, soll Deinen Regen reiche Gabe bescheert sein! — Dann machte er sich eilig auf den Heimweg.

Unterwegs begegnete ihm der Donnerjohn, fiel nieder auf seine Kniee, bereute seine Schuld und bat demüthig um Vergebung. Vater Kōu sprach: Der Menschen unbedachtes Wesen irrt oft wider die Weisheit des Himmels. Darum danke Deinem Glücke, Söhnchen, daß ich wieder Macht habe, die Spuren der Noth zu tilgen, die Deine Thorheit über das Volk gebracht! — Mit diesen Worten setzte er sich auf einen Stein und begann die Donnerpfeife zu blasen, bis die Thore des Regens sich aufthaten und mit träufelndem Raß die Erde tränkten. Den Donnerjohn nahm aber Vater Kōu zu sich als Knecht, wo er noch eben leben soll.

5. Die Milchstraße.¹⁾

Wald nach Erschaffung der Welt schuf Urvater eine schöne Jungfrau und übergab ihrer Obhut alle Vögel unter dem Himmel. Das war Lindu, die liebliche Tochter Uko's, die allen Wandervögeln den Weg wies, wenn sie im Frühling kamen und im Herbst davonzogen, und Jedem seinen Wohnsitz bestimmte. Wie eine Mutter für ihre Kinder, so sorgte sie sanften und zärtlichen Herzens für ihre Vögel und ließ ihnen Beistand, wo sie es nur vermochte. Und wie eine Blume im Morgen Sonnenschein unter

tausend Thautropfen lächelt und leuchtet, so lieblich strahlte Lindu in ihrer mütterlichen Pflege und Sorge.

Da war es kein Wunder, daß alle Welt nach ihr hinsah und die Liebliche lieb gewann. Jeder wünschte sich die sorgsame Jungfrau zum Weibe und in Scharen kamen die Freier herangezogen²⁾. In stolzer Kutsche mit sechs Braumen fuhr der Nordstern vor und brachte zehn Geschenke mit. Aber Lindu gab dem Nordstern schlimmen Bescheid: Du mußt immer auf Deinem Platze bleiben und kamst Dich nicht rühren! sagte sie.

Dann kam der Mond in silberner Kutsche mit zehn Braumen und brachte zwanzig Geschenke mit. Aber Lindu wies auch den Mond ab. Du bist mir gar zu veränderlich und läufst doch immer Deinen alten Weg, sprach sie, darum taugst Du nicht für mich!

Raum war der Mond betrübt davongefahren, da kam die Sonne herangezogen. In goldener Kutsche mit zwanzig Goldfüchsen rasselte sie vor die Thür der Jungfrau und brachte dreißig Geschenke mit. Aber all' ihre Hoheit und Pracht und die reichen Gaben halfen ihr nichts. Lindu sprach: Ich mag Dich nicht. Du mußt wie der Mond Tag um Tag ewig dieselbe Straße ziehen!

Endlich kam von Mitternacht in demantner Kutsche mit tausend Schimmeln das Nordlicht heran. Seine Ankunft war so prächtig, daß Lindu ihm bis an's Thor entgegenging, um ihn zu empfangen. Eine ganze Kutsche voll Gold und Silber, Perlen und Geschmeide trugen die Knechte des Nordlichtes der Jungfrau in's Haus. Und siehe, der Bräutigam und seine Geschenke waren Lindu so nach dem Sinn, daß sie sich ihm anverlobte. Sie sprach: Du wandelst nicht ewig den nämlichen Weg, wie die Andern. Du machst Dich auf, wann Du willst und ruhest, wann es Dir gefällt. Jedesmal erscheinst Du in neuer

Pracht und Herrlichkeit, trägst jedesmal ein anderes Gewand, fährst jedesmal in neuer Kutsche mit neuen Rossen. Du bist der rechte Bräutigam, den man mit Freuden empfangen kann!

Nun feierten sie glanzvoll das Fest ihrer Verlobung. Aber Sonne, Mond und Polarstern sahen traurig zu und beneideten das Nordlicht um sein Glück.

Lange konnte das Nordlicht nicht weilen im Hause der Braut, denn es mußte gleich wieder hinauf gen Mitternacht ziehen. Vor seinem Abschied versprach aber der Bräutigam bald zur Hochzeit zurückzukehren und die Jungfrau nach Norden in seine Heimath zu führen. Inzwischen möge sie für den Brautschmuck sorgen und Alles auf die Hochzeit herrichten.

Nun wartete Lindu und war geschäftig sich zu schmücken und bereit zu halten. So ging ein Tag hin nach dem andern, aber der Bräutigam kam nicht nach seiner Geliebten, um fröhliche Hochzeit mit ihr zu halten. Der Winter zog vorüber und der warme Frühling schmückte die Erde mit neuer Pracht. Dann kam der Sommer, aber Lindu wartete noch immer vergebens auf den Bräutigam. Nichts war von ihm zu sehen.

Da begann sie bitterlich zu klagen und grämte sich Tag und Nacht. Im bräutlichen Schmuck und weißen Schleier mit dem Kranz auf dem Kopf saß sie da auf den Wiesen am Flusse und von ihren tausend Thränen rannen die kleinen Bäche in's Thal. In ihrem tiefen Herzeleid mochte sie an nichts Anderes, als an ihren Bräutigam denken. Nicht gab sie auf die Vöglein Acht, die ihr um Haupt und Schultern flogen und mit lieblichen Weisen ihr Herz zu trösten suchten, noch kam es ihr in den Sinn, die Wandernden in's fremde Land zu geleiten und für ihre Pflege und Nahrung zu sorgen. So irrten sie umher, flogen von Ort zu Ort und wußten nicht, was sie thun und wo sie bleiben sollten.

Endlich drang die Kunde von der Jungfrau Kummer und der Noth der Vögel vor Altvaters Ohren. Da beschloß er in seinem Herzen Beiden zu helfen und befahl den Winden, seine Tochter aus dem Glend der Welt zu ihm hinaufzutragen. Als nun Lindu einsam auf der Flur klagte und weinte, sanken die Winde sachte vor sie hin, hoben sie unvermerkt empor, daß sie es selbst nicht wahrnahm, und trugen sie zum Himmel auf, wo sie die Jungfrau auf das blaue Gewölbe niederlegten.

Da oben am himmlischen Zelt weilt Lindu noch heute. Ihr weißer Brautschleier breitet sich aus von Himmel zu Himmel, und wer das Auge hinauf zur Milchstraße wendet, der erblickt die Jungfrau in ihrem hochzeitlichen Schmuck. Hier weist sie noch jezt den Vögeln den Weg ihrer langen Wanderschaft. Von hier schaut sie weit gen Mitternacht zum anderen Ende des Himmels nach dem Nordlicht aus und bietet ihm die Hand zum Gruß. Dann hat sie ihr Leid vergessen und das einstige selige Leben erwacht wieder in ihrem Herzen. Und naht der Winter heran, so sieht sie mit Freuden das Nordlicht zu sich als Gast kommen und nach der Braut fragen. Oft fährt es hoch hinauf zu ihr und Herz am Herzen erneuern sie den Schwur ihrer Liebe. Aber Hochzeit können sie nicht halten. Altvater hat die Jungfrau mit ihrem Schmuck und Schleier stark an dem Himmel befestigt und der Bräutigam kann seine Liebste nicht hinwegführen von ihrem Sitz. So hat es Altvater in seiner Weisheit beschlossen und so ist also die Milchstraße entstanden.

6. Die Jungfrau von der Wasikala-Brücke.

Vorzeiten ging an einem lieblichen stillen Sommerabend eine fromme Jungfrau zur Wasikala-Brücke¹⁾ hin, um im Fluß zu baden und sich zu erfrischen nach des Tages Hitze. Der Himmel war heiter, lind die Luft und aus dem nahen Erlenhain erklang das Lied der Nachtigall. Der Mond stieg auf am himmlischen Zelt und schaute freundlichen Auges hinab auf den Kranz des Mädchens, sein goldig blondes Haar und auf die rothen Wangen. Der Jungfrau Herz war rein, unschuldig, keusch und lauter wie das Wasser der Quelle, das klar ist bis auf den Grund. — Plötzlich fühlte sie ihr Herz höher schlagen und eine unbekante Sehnsucht stieg in ihr auf, also daß sie ihr Auge nicht mehr vom Antlitz des Mondes zu wenden vermochte. Weil sie nun so fromm, keusch und unschuldig gewesen, hat der Mond sie lieb gewonnen und ihr geheimes Sehnen, ihres Herzens Wunsch erfüllen wollen. Die fromme Jungfrau hegte aber einen einzigen Wunsch im Herzen, den sie nicht zu offenbaren wagte, nicht den Mond zu bitten sich getraute, daß er ihn erfülle: aus dieser Welt zu scheiden und hoch unter dem Himmel ein ewiges Leben beim Monde zu führen. Aber der Mond erkannte auch die unausgesprochenen Gedanken ihres Herzens. —

Wieder war es ein lieblicher Abend, still und lichte die Luft und im Erlenhain klang das Lied der Nachtigall durch die Nacht. Der Mond schaute bei der Wasikala-Brücke in die Tiefe auf den Grund des Flusses, aber nicht mehr allein wie ehemals. Mit ihm blickte der Jungfrau liebes Angesicht hinab durch die Wellen in die Tiefe und ist seitdem bis heute beim Monde sichtbar.²⁾ Da oben am hohen Firmament lebt sie nun in Freud' und Fülle und möchte nur, daß auch andere Jungfrauen mit ihr solchen Glückes theilhaftig würden. Darum blickt ihr Auge

in mondheller Nacht hoch von oben freundlich hernieder und lockt die sterblichen Schwestern zu sich zu Gaste. Da aber keine von ihnen so fromm, so keusch und unschuldig ist wie sie, so kann auch keine zu ihr hinaufsteigen zum Monde. Betrübt wendet dann wohl die Mondjungfrau bisweilen ihr Antlitz ab und verhüllt es trauernd mit einem schwarzen Tuche. Doch verliert sie darum nicht alle Hoffnung, — immer noch vertraut sie darauf, daß einst in Zukunft eine von ihren irdischen Schwestern so fromm erfunden werde, so keusch und schuldblos, daß der Mond sie zu sich rufen könne zur Theilnahme an einem seligen Leben. So neigt denn die Mondjungfrau von Zeit zu Zeit mit wachsender Hoffnung ihr Angesicht freundlich lächelnd und unverhüllt zur Erde hinab, wie an jenem glücklichen Abend, wo sie zum ersten Mal hoch vom Himmel bei der Waskiala-Brücke in den Fluß geschaut. Aber auch die besseren und verständigeren Erdentöchter fallen in Irrthum und gerathen unversehens auf Abwege und ist nicht eine unter ihnen so fromm, keusch und unschuldig, daß sie des Mondes Gefährtin werden könnte. Das macht das Herz der frommen Mondjungfrau von Neuem schwer, sie kehrt ihr Angesicht von uns ab und verbirgt es wieder unter der schwarzen Decke.

7. Die Färber des Mondes.

Altwater hatte schon die ganze Welt erschaffen,¹⁾ aber noch war sein Werk nicht so vollkommen, wie es wohl sein sollte. Denn noch mangelte es der Welt an reichlichem Licht. Des Tages wandelte die Sonne ihre Bahn am himmlischen Zelt, aber wenn sie abends unterging, wenn Håmarik sie in die Dämmerung geleitete, sie allgemach verdunkelte und zu Rüste trug,

wenn dann Roit die Tagesleuchte aus Håmariks Hand noch nicht empfangen, noch nicht auf's Neue entflammt und auf ihren Weg gewiesen hatte, — so deckte tiefe Finsterniß Himmel und Erde. Nicht leuchtete der Mond, noch schimmerten die Sterne. Alles, was geschah, verbarg die Nacht in ihrem Schoße.

Gar bald ersah der Schöpfer diesen Mangel und gedachte dem abzuhelpen. So gebot er dem dem Ilmarine²⁾ dafür Sorge zu tragen, daß es fortan auch in den Nächten auf Erden hell sei. Ilmarine gehorchte dem Befehl, trat hin zu seiner Esse, wo er vordem schon des Himmels Gewölbe geschmiedet, nahm viel Silber und goß daraus eine gewaltige runde Kugel. Die überzog er mit dickem Golde, setzte ein helles Feuer hinein und hieß sie nun ihren Wandel beginnen am Himmelszelt. Darauf schmiedete er unzählige Sterne, gab ihnen mit leichtem Golde ein Ansehen und stellte jeden an seinen Platz im Himmelsraum.

Da begann ein neues Leben auf der Erde. Kaum sank die Sonne und war von Håmarik hinweggeführt, da stieg auch schon am Himmelsrande der goldene Mond auf, zog seine blaue Straße und erleuchtete das nächtliche Dunkel nicht anders als die Sonne den Tag. Dazu blinkten neben ihm die unzähligen Sterne und begleiteten ihn wie einen König, bis er endlich am anderen Ende des Himmels anlangte. Dann gingen die Sterne zur Ruhe, der Mond verließ das Himmelsgewölbe und von Roit geführt trat die Sonne an seine Stelle, um dem Weltall Licht zu spenden.

So leuchtete nun Tag und Nacht ein gleichmäßiges Licht hoch von oben auf die Erde nieder. Denn des Mondes Angesicht war ebenso klar und rein wie der Sonne Antlitz und nur gleicher Wärme ermangelten seine Strahlen. Am Tage brannte aber die Sonne oftmals so heiß, daß Niemand eine Arbeit ver-

richten mochte. Um so lieber schafften sie dann unter dem Schein des nächtlichen Himmelswächters und alle Menschen waren von Herzen froh über das Geschenk des Mondes.

Den Teufel aber ärgerte der Mond gar sehr, denn in seinem hellen Lichte konnte er nichts Böses mehr verüben.³⁾ Zog er einmal auf Beute aus, so erkannte man ihn schon von fern und trieb ihn mit Schanden heim. So kam es, daß er sich in dieser Zeit nicht mehr als zwei Seelen erbeutet hatte.

Da saß er nun Tag und Nacht und sann, wie er's wohl angriffe, damit es ihm wieder glückte. Endlich rief er etliche Gefellen herbei, aber die wußten auch keinen Ausweg. So rathschlagten sie denn zu Dreien voll Eifer und Sorge, es wollte ihnen aber nichts einfallen. Am siebenten Tage hatten sie keinen Bissen mehr zu essen, saßen tief seufzend da, drückten den leeren Magen und zerbrachen sich die Köpfe mit Nachdenken. Und siehe, endlich kam dem Bösen selbst ein glücklicher Einfall.

Bursche! rief er aus, nun weiß ich, was wir thun! Wir müssen den Mond wieder fortschaffen, wenn wir uns retten wollen. Gibt es keinen Mond mehr am Himmel, so sind wir wieder Helden wie zuvor. Beim matten Sternenlicht können wir ja unbesorgt unsere großen Werke betreiben!

Sollen wir denn den Mond vom Himmel herunterholen? fragten ihn die Knechte.

Nein, sprach der Teufel, der sitzt zu fest daran, herunter bekommen wir ihn nicht! Wir müssen es besser machen. Und das Beste ist, wir nehmen Theer und schmieren ihn damit, bis er schwarz wird. Dann mag er am Himmel weiter laufen, das wird uns nicht verdrießen. So ist der Sieg unser und reiche Beute steht uns bevor!

Dem Höllenvolk gefiel der Rath des Alten wohl und wollten sich Alle sogleich an's Werk machen. Es war aber zu spät ge-

worden, denn der Mond neigte sich schon zum Niedergange und die Sonne erhob ihr Angesicht. Den anderen Tag aber schafften sie mit Eifer an ihrer Arbeit bis zum späten Abend. Der Böse war ausgezogen und hatte eine Tonne Theer gestohlen, die trug er nun in den Wald zu seinen Knechten. Indeß waren diese geschäftig aus sieben Stücken eine lange Leiter zusammen zu binden, und maß ein jedes Stück sieben Klafter. Darauf schafften sie einen tüchtigen Eimer herbei und banden aus Lindenbast einen Schmierwisch zusammen, den sie an einen langen Stiel steckten.

So erwarteten sie die Nacht. Als nun der Mond aufstieg, warf sich der Böse die Leiter sammt der Tonne auf die Schulter und hieß die beiden Knechte mit Eimer und Borstwisch folgen. Als sie angekommen waren, füllten sie den Eimer mit Theer, schütteten auch Asche hinzu und tauchten dann den Borstwisch hinein. Im selben Augenblick lugte auch schon der Mond hinter dem Walde hervor. Hastig richteten sie die Leiter auf, der Alte aber gab dem einen Knechte den Eimer in die Hand und hieß ihn hurtig hinaufsteigen, indeß der andere unten die Leiter stützen sollte.

So hielten sie nun unten Beide die Leiter, der Alte und sein Knecht. Der Knecht aber vermochte der schweren Last nicht zu widerstehen, also daß die Leiter zu wanken begann. Da glitt auch der Mann, der nach oben gestiegen war, auf einer Sprosse aus und stürzte mit dem Eimer dem Teufel auf den Hals. Der Böse prustete und schüttelte sich wie ein Bär und fing an schrecklich zu fluchen. Dabei hatte er der Leiter nicht mehr Acht und ließ sie fahren, so daß sie mit Donner und Getrach zu Boden fiel und in tausend Stücke schlug.

Als ihm nun sein Werk so übel gerathen und er selbst anstatt des Mondes vom Theer begossen ward, da tobte der Teufel in seinem Zorn und Grimm. Wohl wusch und scheuerte, kratzte

und schabte er seinen Leib, aber Theer und Ruß blieben treu an ihm haften und ihre schwarze Farbe trägt er noch bis auf den heutigen Tag.

So kläglich schlug dem Teufel sein Versuch fehl, aber er wollte von seinem Vorsatz nicht ablassen. Darum stahl er anderen Tages wiederum sieben Leiterbäume, band sie gehörig zusammen und schaffte sie an den Waldsaum, wo der Mond am tiefsten steht. Als der Mond am Abend aufstieg, schlug der Böse die Leiter fest in den Grund ein, stützte sie noch mit beiden Händen und schickte den anderen Knecht mit dem Theereimer hinauf zum Monde, gebot ihm aber strengen Wortes, sich fest an die Sprossen zu hängen und sich vor dem gestrigen Fehltritt zu hüten. Der Knecht kletterte so schnell als möglich mit dem Eimer hinauf und gelangte glücklich auf die letzte Sprosse. Eben stieg der Mond in königlicher Pracht hinter dem Walde auf. Da hob der Teufel die ganze Leiter auf und trug sie eilig bis hin an den Mond. Und welch ein Glück! Sie war wirklich gerade so lang, daß sie mit der Spitze an den Mond reichte!

Nun machte sich des Teufels Knecht ohne Säumen an's Werk. Es ist aber nichts Leichtes, oben auf einer solchen Leiter stehen und dem Monde mit einem Theerwisch in's Gesicht fahren wollen. Zudem stand auch der Mond nicht still auf einem Fleck, sondern wandelte ohne Unterlaß seines Weges fürbaß. Darum band sich der Mann da oben mit einem Seil fest an den Mond und da er also vor dem Fall behütet war, ergriff er den Wisch aus dem Eimer und begann den Mond zuerst von der hinteren Seite zu schwärzen. Aber die dicke Goldschicht auf dem reinen Monde wollte keinen Schmutz leiden. Der Knecht strich und schmierte, daß ihm der Schweiß von der Stirn troff, bis es ihm nach vieler Mühe endlich doch gelang, des Mondes Rücken mit Theer zu überziehen. Der Teufel unten schaute

offnen Mundes der Arbeit zu und wie er das Werk zur Hälfte vollendet sah, sprang er vor Freuden von einem Fuß auf den anderen.

Als er so des Mondes Rücken geschwärzt hatte, schob sich der Knecht mühsam nach vorn, um auch hier den Glanz des Himmelswächters zu vertilgen. Da stand er nun, verschnaupte ein wenig und dachte nach, wie er es anfangen, um mit der anderen Seite leichter fertig zu werden. Es fiel ihm aber nichts Gescheidtes ein und er mußte es wie zuvor machen.

Schon wollte er sein Werk wieder beginnen, als gerade Altvater aus kurzem Schlummer erwachte. Verwundert nahm er wahr, daß die Welt um die Hälfte dunkler geworden, obgleich kein Wölkchen am Himmel stand. Wie er aber schärfer nach der Ursache der Finsterniß ausschaute, erblickte er den Mann auf dem Monde, der eben seinen Wisch in den Theertopf tauchte, um die erste Hälfte des Mondes der zweiten gleich zu machen. Unten aber sprang der Teufel vor Freuden wie ein Ziegenbock hin und her.

Solche Streiche macht Ihr also hinter meinem Rücken! rief Altvater zornig aus. So mögen denn die Uebelthäter den verdienten Lohn empfangen! Auf dem Monde bist Du und sollst da ewig mit Deinem Eimer bleiben, Allen zur Warnung, die der Welt das Licht rauben wollen. Mein Licht muß herrschen über die Finsterniß und die Finsterniß muß vor ihm weichen. Und wenn sie auch aus allen Kräften dagegen stritte, so wird sie doch das Licht nicht besiegen. Das soll der schwarze Verderber des Mondes mit seinem Geschirr da oben von Nacht zu Nacht Allen verkünden, die zum Monde ausschauen!

Altvaters Worte gingen in Erfüllung. Noch heute steht der Mann mit dem Theereimer im Monde, der deswegen nicht mehr so hell leuchten will, wie sonst. Oft wohl steigt er hinab in

den Schoß des Meeres und möchte sich rein baden von seinen Flecken; aber sie bleiben ewig an ihm haften. Wie hell und klar er auch scheine, so kann sein Licht den Schatten, den er trägt, doch nicht verschonen, noch die schwarze Decke durchdringen, die über seinem Rücken liegt. Wenn er uns bisweilen den Rücken zuwendet, so erblicken wir ihn nur im trüben, glanzlosen Wesen, ohne Licht und Strahl. Lange erträgt er es aber nicht, uns ein finsternes Gesicht zu zeigen; bald kehrt er seine leuchtende Seite der Erde wieder zu, gießt sein liebes Silberlicht von oben auf uns nieder, läßt, je mehr er zunimmt, seines Verderbers Gestalt immer deutlicher erscheinen und bringt uns in Erinnerung, daß das Licht über die Finsterniß triumphirt.⁴⁾

8. Das Weib im Monde.

Eines Sommabends ging ein Weib noch spät am Abend zum Fluß, um Wasser zu schöpfen.¹⁾ Hell am Himmel leuchtete der Mond und das Weib sprach so für sich hin: Was stehst und gaffst Du doch da oben? Solltest mir wohl lieber zu Hilfe kommen und Wasser tragen! Ich muß hier arbeiten und Du gehst da oben müßig!

Da stieg plötzlich der Mond von oben herab, aber er ergriff das Weib und führte es mit sich unter den Himmel. Da steht es noch jetzt mit beiden Eimern zur Warnung und Lehre für Jedermann, daß man am Ruhetage spät abends keine Arbeit verrichten dürfe. Der Mond aber hat keine Ruhe und kann nimmer müßig gehn; er muß wandern von Land zu Land und überall die finstere Nacht mit seinem Licht erleuchten.

9. Der Wirbelwinds-Geist.

Zwei Männer gingen hinaus zum Walde. Nicht weit auf einer Wiese sahen sie einen großen Heuschöber, der vom Winde auseinander gerissen und zu Boden gestürzt worden war.

Sieh, sagte der Jüngere von den Weiden zum Aelteren, der große Heuschöber ist umgestürzt! Wer mag das wohl gethan haben?

Weißt Du es denn nicht selbst? fragte der Alte.

Wie sollt' ich es wissen?

Kein Anderer als der Wirbelwinds-Geist.¹⁾ O, der ist stark und was er will, führt er aus! Bisweilen hab' ich ihn selbst gesehen und wüßte mancherlei von ihm zu sagen.

Und ich habe immer geglaubt, es wäre eitel brausender Wind!

Wer den Geist des Wirbelwindes sehen will, muß seinen Bannspruch kennen! antwortete der Alte.

Könntest Du mich denn den Geist sehen lassen? fragte der junge Mann.

Wenn Du es durchaus willst, sprach der Alte, so kann ich es wohl thun. Du mußt aber auf meine Worte Acht geben und sie nicht vergessen, sonst wirst Du keinen Nutzen davon haben.

Wie sie ein Stück Weges weitergegangen waren, erblickte der junge Bauer plötzlich eine große Staubwolke.

Sieh nur, da kommt ja gerade der Wirbelwind, sagte er, jetzt mach' nur gleich, daß ich den Geist sehen kann!

Wäge denn geschehen wie Du willst, aber lassen wir ihn näher kommen!

Bald war auch der Wirbelwind in ihrer Nähe. Da kehrte ihm der Alte rasch den Rücken zu und sagte des Wirbelwindes Bannspruch mit lauter Stimme her, und der Jüngere sprach ihm jedes Wort nach.

Wie sie sich umwandten, sahen sie einen eisgrauen alten Mann mit langem weißen Bart, einem breiten, flatterndem Rock und zerzaustem Haar, der von der Waldlichtung her an ihnen vorüber lief und sie böse anblickte. Er brach die Bäume nieder, bog das Waldgebüsch zu Boden wie ein Hirtenknabe seine Gerte, wühlte das Wasser schäumend auf und warf die großen Heuschaber auf der Wiese auseinander. Auf die Menschen gab er, wie es schien, keine Acht. Nicht lang, so war er den Blicken der beiden Männer entschwunden.

Du hast ihn nun gesehen, sprach der Alte zu seinem Gefährten; soll er aber ohne Schaden an Dir und den Deinigen vorüberziehen, so mußt Du ihn mit diesem Zauberspruch bannen, so oft er in Deine Nähe kommt. Vergiß aber die Worte nicht! Denn er ist ein Zerstörer und meint es nicht ehrlich. Darum könnte es Dir übel ergehen!

Der junge Bauer aber dachte wie er heimging: Der Wirbelwind ist doch ein ganz artiger Mann! Es kann mein Glück sein, wenn ich näher mit ihm bekannt werde. Sobald er sich wieder zeigt, will ich ihn bannen.

Er hatte auch nicht gar lange zu warten. Als er eines Tages auf dem Acker pflügte, sah er von fern den Wirbelwind heranbrausen.

Nun ist der rechte Augenblick da, meinte der Mann, kehrte dem Wirbelwind rasch den Rücken zu und gedachte die Zaubersprüche herzusagen. Aber o weh! Er hatte sie alle vergessen und wie er sich auch mühte, es kam ihm nicht eines wieder in den Sinn. In großer Furcht und Angst wandte er sich um. Da stand der Geist grade vor ihm und sah ihm mit schrecklichen Augen in's Gesicht.

Sage die Worte her! rief der Geist heulend und brausend. Erschrocken fiel der Mann vor ihm nieder.

Du hast mich sehen wollen, so sprich jetzt!

Ach, ich — ich weiß die Worte nicht mehr!

Raum hatte er das gesagt, da ergriff ihn der Geist, hob ihn auf wie eine Hebekugel und riß ihn mit furchtbarer Schnelle hoch durch die Luft dahin. Erst nach mehreren Meilen warf er ihn wieder irgendwo hin in's Gebüsch.

Eine lange Zeit verging, ehe der Mann aus seiner Ohnmacht erwachte und die Augen aufschlug. Dann machte er sich hinkend auf den Heimweg. Er langte erst anderen Tages an, sagte aber Niemandem ein Wort von seinem Unglück.

Seitdem verfolgte und quälte der Wirbelwind den Mann, wo es nur in seiner Macht stand. Bald zerrwühlte er ihm auf dem Felde die aufgeschichteten Getreideschober, bald trug er das Dach vom Hause ab, bald wieder füllte er ihm Hof und Garten mit Wasser an. Immer wußte er ihn von nun an zu plagen.

Endlich gerieth der Bauer auf einen glücklichen Einfall.

Warte nur Du! sprach er zu sich, kann ich denn die Worte vom Alten nicht wieder lernen? Wie kam es nur, daß ich nicht daran dachte!

Sogleich eilte er zum Alten und klagte ihm seine Noth.

Du Thor, sagte der Alte, warum bist Du denn nicht früher gekommen? Du hättest schon längst von der Macht des Geistes frei sein können. Nun lerne fleißig die Worte, damit Du sie nicht wieder vergißt.

Da begann der Mann zu lernen, daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Als er es endlich fest hatte und seiner Sache gewiß war, machte er sich heimwärts.

Den anderen Tag zog er hinaus auf den Fischfang. Als er am Flusse die Neze ordnete, sah er wieder den Wirbelwind heranstürmen. Alles Wasser im Fluß fing an zu wallen und zu brausen. Der Mann aber kehrte dem Wirbelwind flugs den

Rücken zu und sagte den Spruch ohne zu stocken her. Als er sich umwandte, merkte er, wie ihn der Geist zornig anblickte, während er an ihm vorübereilte. Im selben Augenblick stürzte aus dem Fluß eine große Welle dem Manne an den Hals und durchnähte ihn bis auf die Haut. Seit dieser Zeit ließ sich der Wirbelwind nicht wieder sehen und hatte der Bauer Ruhe vor dem Geist.

10. Die Schmiede des Teufels.

Bei der Kirche zu Bühalepp¹⁾ liegt hart am Meer ein ansehnlicher Berg mit vielen Höhlen im Innern. Da hat vorzeiten der Teufel oft hausgehalten und in einer Höhle seine Esse gehabt, wonach sie auch im Volke des Teufels Schmiede hieß. Hier war er den Tag über bei der Arbeit, nachts aber fuhr er in einer großen schwarzen Kutsche mit acht schwarzen Hengsten spazieren. Vor Allem fuhr er gern auf das Gut Großenhof, jagte da etliche Male um den Hof, kehrte dann um und rasselte an der Kirche vorbei zu seiner Schmiede zurück.

Darob gerieth die Herrschaft auf Großenhof in arge Noth. Niemand getraute sich mehr abends zu Bett zu gehen. Allnächtlich kam der Böse mit schrecklichem Gepolter, von vielen Knechten begleitet, auf den Schloßhof und trieb allda sein Wesen. Die Leute wußten kein Mittel gegen ihn, gingen darum hin zum Pfarrer und baten den um Hilfe. Der Pfarrer nahm am anderen Abend Bibel und Gesangbuch unter den Arm und das Kreuz in die Hand und machte sich auf den Weg nach Großenhof. Wie er da eine Weile gewartet hatte, spürte er ein gewaltiges Gedröhne, daß die Erde unter ihm erzitterte. Gleich darauf kaufte des Teufels Kutsche mit acht feuer Schnaubenden Rossen auf

den Hof. Beherzt trat ihm der Pfarrer mit den heiligen Büchern und dem Kreuz entgegen und hub an den Teufel zu schelten. Der knirschte wüthend die Zähne und schwur, er wolle dem Pfarrer in seinem eigenen Hause zu Gast kommen, wenn er ihn von hier vertriebe. Der Pfarrer aber achtete solcher Drohung nicht und so mußte der Böse zornig entweichen.

Einige Tage darauf bemerkte der Knecht des Pfarrers am Abend, wie der Teufel mit großem Getöse an der Kirche vorbeifuhr und gerade den Weg zur Pfarre nahm. Eilig lief der Knecht zum Pfarrer in die Schlafkammer, um ihn zu wecken. Schon füllte das Höllenvolk den ganzen Pfarrhof und der Teufel selbst trat in's Zimmer, als der Pfarrer erwachte, hurtig sein Amtskleid überwarf und mit der Bibel in der Hand dem Bösen entgegen ging. Dawider konnte der Böse nichts ausrichten und mußte entweichen, hieß auch sein Volk umkehren. Seitdem sah man ihn weder auf das Gut noch zur Pfarre kommen. In seiner Schmiede hämmerte er nun ohne Unterlaß und vollführte einen gräulichen Lärm. Das verdroß die alten Weiber gar sehr, die am Strande Wäsche wuschen. Sie ergriffen die nassen Hemde, suchten den Bösen in seiner Schmiede auf und fielen so wacker über ihn her, daß er es seitdem nicht mehr versuchen mochte und ganz von seinem Spectakel abließ.

11. Unrecht Gut gedeihet nicht.

Ein Bauer fuhr mit seinem Flachsuder zur Stadt.

Der Weg führte ihn über einen See und wie er so dahinfuhr, sprach er zu sich: Teufel auch, da muß ich ein schönes Stück Geld für den Flachs lösen!

Im selben Augenblick sah er einen schwarzen Mann neben seinem Schlitten einherschreiten, der sprach zu ihm: Nimm mich auch auf Deinen Schlitten! Der Schnee ist tief und ich kann zu Fuß nicht weiter.

Ich mag Niemand mehr aufnehmen! sprach der Bauer. Mein Fuder ist schwer und das Pferd müde!

Das schadet nichts! sagte der fremde Mann und sprang geschwind auf das Fuder.

Da wurde es aber auf einmal so schwer, daß das Pferd kaum vorwärts kam.

Mit großer Anstrengung erreichten sie doch endlich die Stadt. Der Bauer ging zu einem Kaufmann, schloß den Handel gleich ab und erhielt einen guten Preis für seinen Flachs.

Als aber der Flachs auf die Waage geworfen wurde, bemerkte der Bauer, wie der fremde Mann glatt und gewandt unter den Flachs auf der Waage glitt und sich da versteckte.

Jetzt wog der Flachs um Vieles mehr und der Bauer erhielt dafür einen hübschen Sack Geld.

Komm, jetzt gehen wir in's Wirthshaus und trinken tüchtig auf den Kauf! sprach der fremde Mann. Es ist Dir so gut geüickt, daß Du mehrere Tage zechen kannst und bringst doch noch einen großen Vortheil nach Hause.

Meinetwegen, sprach der Bauer, gehen wir!

Im Wirthshaus tranken und lärmten sie wacker drauf los, bis der Bauer schon einen halben Rausch hatte.

Da sprach der Fremde: Ein Stück Geld hast Du freilich schon, aber auf Dein ganzes Leben langt es nicht. Laß uns aber jetzt in eines reichen Kaufmanns Gewölbe einbrechen und noch hinzu nehmen, so viel uns gelüstet. Er hat Gold und Silber die Fülle!

Der Bauer dachte hin und her und sprach endlich: Gut, es sei! Laß uns gehen!

Darauf nahm der Fremde seinen Hut vom Kopfe, setzte ihn dem Bauer auf und sagte: Wenn Du diesen Hut trägst, so kann Dich Niemand sehen. Sei nur beherzt und fürchte nichts!

So kamen sie nun an das Gewölbe des reichen Kaufmanns. Die erste Thür hatten sie leicht aufgebrochen, aber über der zweiten lag eine große Eisenstange. Da war guter Rath theuer.

Plötzlich biß der Fremde mit den Zähnen in die eiserne Krampe an der Stange und zog, daß es Funken sprühte.

Herrgott, Du hast aber Kraft! rief der Bauer verwundert.

Im Augenblick war der Fremde wie unter die Erde verschwunden.

Da fing der Bauer an zu fluchen: Zum Teufel, was für ein Hexenmeister mag doch dieser Kerl sein?!

Sofort stand der Fremde wieder da und faßte von Neuem mit den Zähnen an's Eisen. Mit einem Ruck zog er die Krampe aus der Mauer und die Thür sprang auf. Jetzt füllten sie einen Sack mit Gold und der Bauer warf den Geldbeutel, den er für den Flachs erhalten, noch oben drauf. Dann schleppten sie den Schatz hinaus auf den Schlitten, der Bauer setzte sich auf den Geldsack und so fuhren sie davon.

Als sie wieder über den See kamen, da dachte der Bauer so recht über seinen ganzen Reichthum nach und sprach für sich: Gütiger Gott, jetzt hab' ich aber viel Geld und Gut!

Da hörte er auf einmal ein Klingeln und Klimpern und sieh: alles Gold aus dem Sack sprang vom Schlitten in einen Spalt im Eise und verschwand in der Tiefe und auch das Geld, das der Bauer für den Flachs gelöst, rollte dem gestohlenen Schatz nach.

Da stand er nun und war ärmer als zuvor. Denn unrecht Gut gedeihet nicht.

12. Der Soldat und der Teufel.

Der Teufel traf vor der Stadt mit einem Soldaten zusammen und bat ihn: Sei so gut, Freundchen, schaff' mich durch die Stadt! Kann nicht allein gehn, so gern ich's wollte: auf allen Straßen laufen mir die doppeläugigen Hunde ¹⁾ entgegen. Sobald ich mich in der Stadt zeige, sind sie rudelweise hinter mir her!

Will's schon thun, antwortete der Soldat, aber ohne Geld wird aus dem Handel nichts!

Was verlangst Du denn? frug der Teufel.

Viel ist's gerade nicht, sprach der Soldat, denn Du hast ja Gold genug. Wenn Du mir nur meinen Fausthandschuh füllst, so bin ich schon zufrieden!

Soviel habe ich in der Tasche! sagte der Böse und füllte den Handschuh mit Gold bis an den Rand.

Der Soldat dachte hin und her und sprach: Ich weiß aber nicht recht, wo ich Dich hinthun soll... Halt! krieche hier in meinen Kanzen, da bist Du am sichersten!

Schon recht! Aber Dein Kanzen hat ja drei Riemen! Schnall' nur den dritten nicht über, es könnte mir sonst schlecht werden! ²⁾ Meinetwegen! Troll' Dich nur hinein!

Der Böse kroch auch richtig hinein.

Der Soldat aber war just einer von Denen, die ihr Wort nicht halten, wo sie es sollen. Kaum war der Schwarze im Kanzen, so zog er alle drei Riemen fest zusammen und fügte noch hinzu: Ein Soldat darf ja nicht mit offenen Riemen durch die Stadt marschiren! Glaubst Du etwa, daß es mir der Feldwebel um Deinetwillen nachsehen wird, wenn er mich so schlotterig trifft?

Der Soldat hatte aber einen Freund hinter der Stadt, der war ein Schmied. Zu dem marschirte er geradenweges mit dem Teufel im Kanzen hin und sprach zu ihm: Alter Freund, nimm

doch diesen Kanzen und schlage ihn auf dem Ambos weich! Der Feldwebel schilt mich immer wegen meines Kanzens, der hart und eckig wie ein vertrockneter Bastschuh sein soll!

Wirf ihn mal auf den Ambos! sprach der Schmied.

Und nun schlug er mit dem Hammer auf den Kanzen los, daß die Wolle von dem Fell flog.

Reicht's schon? frug der Schmied nach einer Weile.

Nein, sprach der Soldat, schlag' nur tüchtig zu!

Wieder hagelte es Schläge auf den Kanzen.

So, genug für diesmal! sagte der Soldat endlich. Ein andermal komme ich schon wieder, wenn ich's nöthig habe.

Damit nahm er den Kanzen auf die Schulter und kehrte zur Stadt zurück. Da warf er den Teufel grade mitten auf der Straße aus dem Kanzen.

Der Teufel war zusammengestampft wie ein Pilz. Kaum konnte er sich auf den Füßen halten.

Die doppeläugigen Hunde fielen aber im Nu über den Alten her und da ward er denn auf's Neue gezwackt.

So schlimm war es dem Alten noch nie ergangen. Der Soldat aber hatte für sein Lebtag Geld genug und lieb noch seinen Erben davon übrig.

Als er gestorben und in die andere Welt gekommen war, ging er zur Hölle und klopfte an das Thor.

Der Böse schielte durch's Thor, um zu sehen, wer es wäre, und schrie: Nein, nein, Du Erzschelm, Du bist hier nicht nöthig! Geh nur wohin Du sonst magst, hier kommst Du nicht herein!

Der Soldat ging hin zum Alten Gott und erzählte dem, wie es ihm ergangen. Da sagte man ihm: Bleibe nur! hier haben Soldaten Platz genug!

Seitdem läßt aber der Böse keinen Soldaten mehr in die Hölle.

13. Wie des Teufels Sohn ein Weib gewann.

Ein Waisenknecht ging einst an einem Sommabend spät zur Badestube. Da wusch und quästete es die Alten und Hilfslosen und erhielt manch' schönen Dank dafür. Darüber wurde es aber spät und es konnte nicht eher an sich selbst denken, als bis alle Andern heimgegangen waren. Als es nun gerade auf der Schwibbank lag, vernahm es plötzlich vor der Thür der Badestube ein Rollen und Geräusch, als kämen viele herrschaftliche Kutschen auf einmal vorgefahren.

Das Mädchen warf sich rasch sein Hemd über und lugte durch die Thür in's Freie.

Draußen hielt eine prächtige Goldkutsche mit vier schwarzen Hengsten davor, die waren mit goldenem und silbernem Geschirr geziert und wenn sie die geschmückten Köpfe schüttelten, so klang es wie bei Hochzeitspferden.

Aus der Kutsche trat aber der Böse¹⁾ mit seiner Mutter und drei Söhnen.²⁾

Das Mädchen machte schnell das Zeichen des Kreuzes vor die Schwelle und lief auf die Schwibbank zurück.

Der Böse kam auf die Schwelle, durfte aber nicht eintreten, da er das Zeichen Gottes vor sich sah. Darum rief er von der Schwelle: Komm her zu mir, Töchterchen, und laß uns gehen! —

Bin nicht bereit,

Hab' weder Schuh noch Kleid!

rief das Mädchen. Der Teufel antwortete schmeichelnd:

Sprich nur, was Dein Herz begehrt,

Alsogleich sei's Dir bescheert!

Aus der Ecke aber piff ein Mäuschen:

Weise, weise sprich zurück,

Einzel'n ford're Stück um Stück!

Darauf sprach das Mädchen:

Unter dem Kleide

Fehlt mir ein Hemd von Seide!

Da frug des Teufels Weib seine Söhne:

Wer von Euch ist schnelle

Hin und her zur Stelle?

Der Erste sprach:

Ich wie der Wind

Geschwind!

Der Zweite:

Ich wie die Welle

Schnelle!

Der Dritte aber:

Ich hier und dort,

Zugleich an jedem Ort!

Den Dritten hieß der Böse das Hemd von Hause holen und sprach:

Söhnchen, springe, Söhnchen, eile,

Rühr' die Füße Dir zum Heile,

Leicht kommst Du ein Weib erbeuten,

kehrst Du nur zurück bei Zeiten!

Augenblicklich verschwand der Sohn und war im Nu mit dem seidenen Hemde wieder zurück.

Der Teufel warf dem Mädchen das Hemd hin und schmeichelte:

Nimm das Hemd von Seide schön,

Töchterchen, und laß uns gehn!

Aber das Mädchen rief:

Bin nicht bereit,

Hab' kein goldenes Kleid!

Darauf der Teufel:

Söhnchen, springe, Söhnchen, eile,

Rühr' die Füße Dir zum Heile,

Leicht kannst Du ein Weib erbeuten,
Rehrst Du nur zurück bei Zeiten!

Der Sohn war im Nu mit dem goldenen Rock zur Stelle
und der Alte sprach:

Nimm den Rock von Golde schön,
Töchterchen, und laß uns gehn!

Da pffiff das Mäuschen:

Weise, weise sprich zurück,
Einzelu ford're Stück um Stück!

Darauf das Mädchen:

Bin nicht bereit,
Fehlt ein bunter Gürtel um's Kleid!

Der Teufel schrie:

Söhnchen, springe, Söhnchen, eile,
Rühr' die Füße Dir zum Heile,
Leicht kannst Du ein Weib erbeuten,
Rehrst Du nur zurück bei Zeiten!

Der Sohn war wie der Wind fort und mit dem Gürtel
zurück.

Nimm den Gürtel bunt und schön,
Töchterchen, und laß uns gehn!

schmeichelte der Teufel wieder, aber das Mädchen sprach:

Noch ist's nicht Zeit,
Bin nicht bereit,
Noch fehlen die Schuh'
Dazu!

Schnell waren auch die Schuhe herbeigebracht.

Inzwischen mochte es bald Mitternacht geworden sein und
nun hatte das Mädchen Alles empfangen, was es begehrte. Es
trat vor die Thür und war in seinem Schmucke anzusehn wie
eine Königstochter, so blitzte das Gold und Silber im Mondenschein.

Tritt nun in die Kutsche, Töchterchen! schmeichelte der Böse.
Aber die Waise sprach:

Ei, das wird mir gar zu schwer,
Deine Kutsche ist ja leer!

Darauf der Böse:

Nein, nein, Du sollst nur wissen:
Drin sind seidne Federkissen!

Auf seidnen Kissen bin ich nicht gewöhnt zu fahren! Schafft
Heu in die Kutsche!

Jetzt sprach der Alte zu seinem Sohn:

Lauf hin gen Riga zur Na,
Es steht ein Schober da,
Dem wird der Gürtel fehlen,*)
Da magst Du stehlen
Ohne Schem
Von dem Heu!

Der Junge stob wie der Wind davon und war ebenso schnell
zurück. Aber im selben Augenblick krächte der Hahn und da war
der Böse sammt Weib und Kind, Kutsche und Rock wie unter
die Erde verschwunden. Die Waise stand allein in ihrem Gold-
und Silberschmuck vor der Schwelle der Badestube. —

Anderen Tages, als die reiche Bauerntochter des Waisen-
mädchens Schätze sah, ließ sie ihm keine Ruhe, bis es Alles
erzählt hatte.

Am nächsten Sonnabend blieb die Bauerntochter später als
alle Uebrigen in der Badestube. Es währte auch nicht lange!
da rollte die Kutsche mit den vier Hengsten wieder vor, der
Teufel trat auf die Schwelle und sprach schmeichelnd: Komm,
Töchterchen, und laß uns gehn!

Die Bauerntochter antwortete: Ich habe ja nichts umzunehmen.

Sprich mir, was Dein Herz begehrt,
Alsogleich sei's Dir bescheert!

sagte der Teufel. Aber das Mäuschen pffiff aus der Ecke:

Weise, weise sprich zurück,
Einzelu ford're Stück um Stück!

Was wisperst Du da, Schmutzschnäuzchen? Sei still! rief die Bauerntochter und zählte dann dem Teufel hastig Alles auf einmal auf:

Ein Hemd von Seide
Zum goldenen Kleide,
Einen Gürtel, geschmückt,
Und Strümpfe, gestickt,
Auf's Haupt schaff' her
Den Kranz von Silber schwer!

Da sprach der Teufel zum Sohne:

Schnell über Stock und Block
Herbei von Hause den Rock,
Herbei das Hemd von Seide
Zu dem goldenen Kleide,
Den bunten Gurt nur schnelle
Und die Seidenstrümpfe zur Stelle,
Dazu den Silberkranz
Und zu Ende ist der Tanz!

Im Nu war Alles herbeigeschafft und jetzt mußte die Bauerntochter mit dem Teufel in die Kutsche steigen und zum Höllenhof fahren, wo sie seines Sohnes Weib wurde.

14. Der Bauer und die drei Teufel.

Ein Bauer fuhr im Herbst mit einer Ladung Gerste zur Stadt. Als er die Gerste verkauft hatte, machte er sich gleich auf den Heimweg, aber je weiter er fuhr, desto matter und schwächer wurde sein Pferd und kam endlich kaum von der Stelle.

Daß Dich der Geier! fluchte der Mann, welcher Teufel ist Dir in's Fell gefahren? Bin doch schon oft in der Stadt und weit herum in den Dörfern gewesen, aber das geschieht mir heute zum ersten Mal!

In seinem Aerger schlug er derb auf den Gaul ein, aber es half ihm nichts, denn der Gaul hinkte wie ein lahmer Ochse vorwärts und der Bauer auf dem Wagen zitterte in der Herbstluft vor Kälte.

Plötzlich blieb das Pferd, als er noch eine gute Strecke zu fahren hatte, mitten auf dem Wege stehn und rührte kein Glied mehr. Was sollte der Bauer jetzt thun? Er spannte das Thier aus, stieß es ärgerlich in den Graben am Wege und sprach: Da mag Dich der Teufel holen! — kaum hatte er es gesagt, als ein kleiner Hund ¹⁾ aus dem Gebüsch hervorlief, an dem Bauer aufsprang und ihn etliche Male mit den Pfötchen streichelte, worauf er ebenso schnell verschwand. Bewundert schaute ihm der Bauer eine Weile nach, ergriff dann den Wagen und zog ihn hinter sich her nach Hause.

Zu Hause schob er den Wagen auf den Hof, ließ ihn da stehen und legte sich matt und müde schlafen. Anderen Tages ging er hinaus auf die Wiese, um sein zweites Pferd zu holen. Aber wie erstaunte er, als er auch den faulen Gaul von gestern auf der Wiese fand, aber feister und munterer als je zuvor.

He, finde ich Dich hier, Du Faulenzenzer? rief der Bauer. Recht schön, da sollst Du mir gleich den Acker pflügen und ich will doch sehen, ob Du wieder von Kräften kommst!

Dabei ergriff er das Thier bei der Mähne und wollte ihm die Halfter überwerfen. Plötzlich trat ihm ein seltsamer Mann in den Weg und sprach: Rühr' den Gaul nicht an, der ist mein!

Was zum Henker! rief der Bauer, dieses Thier, das ich selbst aufgezogen habe, soll Dir gehören? Wer bist Du denn eigentlich, daß Du mir kommst und mein Eigenthum begehrest?

Du fragst also noch, wer ich sei? Hast Du denn vergessen, daß Du gestern Deinen Gaul dem Teufel versprachst? Der bin ich und wohne auf der Allerweltsheide im ersten Hause. Erinnerung Dich noch, Mann, daß ich Dir gleich meinen jüngsten Sohn sandte, der sich bei Dir bedankte, als Du mir den Gaul schenktest!

Was habe ich mit Dir zu schaffen? schrie der Bauer, bekreuzigte sich dreimal, warf dem Pferde die Halfter über und ging mit ihm seines Weges. Der Kobold starrte ihm mit offenem Munde nach, konnte ihm aber nichts anhaben, da er sich bekreuzigt hatte.

Als er zu Hause angekommen war und den Gaul in's Geschirr legen wollte, erschien ein zweiter Mann mit bösem Gesicht und eisernen Ruthen in der Hand und sprach drohend: Hüte Dich, meinen Gaul anzuspannen! Wenn Du es thust, so sollst Du mit glühenden Eisenruthen gepeitscht werden!

Erstrocken hielt der Bauer inne, bekreuzigte sich wieder dreimal und rief: Was sprichst Du da von Deinem Pferde? Sage zuvor, wer Du bist!

Ich bin der Teufel im Krallensumpf und wohne im zehnten Hause und da Du meinem jüngeren Bruder nicht gehorcht hast, so bin ich selbst gekommen, um Dich zu züchtigen! polterte der Fremde und trat auf den Bauer zu.

Jetzt sah der Bauer wohl ein, daß er mit dem Zeichen des Kreuzes nichts ausrichtete, nahm also seine Mütze ab und sagte ein Vaterunser her, worauf der Teufel sogleich verschwand.

Zweien hab ich's tüchtig gegeben! dachte der Bauer; da wird der Gaul wohl mein bleiben! Sprach's und führte das Thier auf's Feld vor den Pflug. Da sauste eine schwarze Gestalt wie ein Heuschaber auf ihn zu und sprach mit hohler Stimme: Laß den Gaul stehen, mit dem hast Du nichts mehr zu schaffen! Dem Teufel hast Du ihn versprochen und dem muß er bleiben. Dem wir mögen nichts zurückgeben, was wir erhalten!

Der Bauer dachte bei sich: Jetzt hab' ich aber wirklich meine Noth mit den bösen Geistern! — nahm seine Mütze vom Kopf, bekreuzigte sich und sagte ein Vaterunser her. Aber der Geist fuhr ihn an: Bleib' mir weg mit Deinen Possen, ich bin nicht so verzagt, wie meine beiden jüngeren Brüder! Gib mir das Pferd her und weiter kein Wort mehr!

Als der Bauer sah, daß es anfang ernst zu werden, legte er sich auf's Bitten und frug, was der Teufel für das Pferd verlange.

Nichts Größeres, als daß Du uns auf das Weihnachtsfest²⁾ zu Gast bittest, antwortete der Teufel.

Wie viel sind denn Eurer und welche Speisen³⁾ soll ich Euch bereiten? frug der Bauer mißtrauisch.

Unser sind drei und ich, der Erste, verlange einen Krübel Blut, mein anderer Bruder ein Faß voll Fleisch und mein jüngster Bruder eine Tonne Hafer,⁴⁾ sprach der Teufel.

Der Bauer merkte wohl, daß der Teufel Arges im Sinne hatte, versprach aber Alles zu erfüllen. Darauf ließ ihm der Teufel den Gaul und ging seines Weges. Mit diesem Gaul pflegte der Bauer das Stoppelfeld gar rüstig auf und das Thier wurde nicht müde bis zum Abend.

Indessen nahte das Christfest heran und dem Bauer ward es immer übler zu Muth, wenn er an seine Gäste dachte. Endlich zog er hin zu dem finnischen Schwarzkünstler und bat

den um Rath. Der Schwarzkünstler lehrte ihn neun Zauberworte und sprach: Wenn sie in's Zimmer kommen, so treten sie nach ihrer Gewohnheit hinter einander ein und der Älteste zuerst. Dann sage Jedem drei Zauberworte her und thue nach meiner Weisung!

Der Bauer dankte dem Schwarzkünstler und kehrte heim. Am Weihnachtsabend waren die drei Gäste auch richtig erschienen. Der Älteste trat vor und begehrte das Blut. Jetzt sagte der Bauer leise drei Zauberworte her und sprach dann mit lauter Stimme. Kriech in den Spalt an der Wand und fange Blut, wenn Du es findest!

Da ward aus dem Teufel eine Wanze.

Das Fleisch her! schrie der zweite Teufel.

Der Bauer murmelte wieder drei Worte und sprach: Fort in den Wald und fange Dir selbst das Fleisch!

Da ward aus dem Teufel ein Wolf.

Den Hafer, den Hafer! brüllte der dritte Teufel.

Der Bauer sagte zum dritten Mal drei Worte her und rief: Auf's Feld mit Dir und suche Dir selbst ein Körnchen!

Da ward aus dem Teufel der Rattenkönig.

So ist der Bauer seiner bösen Gäste ledig geworden und hat hernach nie mehr geflucht.

15. Der Teufel und sein Sohn.

Der Teufel ging mit seinem Sohne über Feld. Da aderte ein Frohne knecht, der schalt sein faules Pferd und fluchte: Soll Dich doch der Teufel holen und fressen! Ich komme mit Dir nicht vom Fleck!

Horch, Vater, sprach der Sohn zum Alten, da bietet man Dir ein Pferd an! Geh doch und nimm es Dir!

Das ist mir ein rechtes Angebot! sprach der Alte. Die Knechte bieten es zwar an, nehmen's aber gleich zurück. Das sind Schelme, die ihr Wort nicht halten!

Dann laß mir das Pferd, ich will's holen! rief der Sohn. Nur zu, nur zu! lachte der Alte.

Der Sohn ging auch hin zum Pferde und schickte sich an es abzuschirren.

Der Knecht stutzte und erschrak: was war denn das? Seinem Köhlein wird das Geschirr abgenommen und doch ist Niemand da, der es thut! Vater, Sohn und heiliger Geist! was ist denn das? schrie der Knecht.

Da lief des Teufels Sohn davon, wie er Gottes Namen hörte.

Der Alte aber spottete: Nun, hab' ich's Dir nicht gesagt? Mit den armen Knechten glückt Dir kein Handel! Ja, wenn es noch einer von den Frohnbögten oder ein Aufseher vom Hofe wäre!

16. Der Forstwart wird ein Doctor.

Ein Forstwart ging einst mit seinem Hunde auf die Jagd. Der Hund trieb ihm einen Hasen vor den Schuß und der Forstwart schoß ihn nieder. Zugleich hatte er aber auch dem Hunde ein Vorderbein zerschossen, obwohl er nicht zu sagen wußte, wie das geschehen und wie es möglich gewesen war. Das Bein blutete und das arme Geschöpf heulte und winselte, als wollte es dem Schützen seinen Schmerz klagen.

Der Mann untersuchte das Bein und fand, daß der Schaden groß sei. Wer kann da helfen, sprach er, ich muß die Jagd aufgeben!

Er warf den Hasen über die Schulter und machte sich auf den Weg.

Es verdroß ihn aber doch, daß er so früh nach Hause mußte, und er sprach so vor sich hin: Der Teufel hole auch solch ein Hundebain!

Im selben Augenblick stand ein lahmer Alte neben dem Schützen und fing an zu reden: Das Unglück ist ja nicht groß! Leicht ließe sich die Wunde Deines Thieres heilen, wenn Du nur wolltest. Da hast Du ein treffliches Pülverchen! Streu' davon dreimal täglich etwas auf die Wunde, so wird das Bein gesund sein bevor Du es glaubst. Durch dieses Pulver haben schon Viele ihr Glück gefunden!

Damit drückte er dem Schützen ein Döschen mit einem grauen Pulver in die Hand und war verschwunden, ehe der Schütze sich bedanken konnte.

Der Forstwart brauchte die Arznei nach des Doctors Vorschrift und was Niemand geglaubt hätte, geschah: in drei Tagen war das Bein des Hundes gesund!

Nein, solch ein Pulver — das muß ich sagen! brummte der Forstwart. Dann schnitt er sich mit dem Messer eine kleine Wunde in die linke Hand, daß sie blutete, streute etwas von dem Pulver des Wald Doctors darauf und im Nu war die Wunde gleichsam verschwunden.

Der Forstwart überlegte: Hm, sagte nicht der lahme Alte, durch dieses Pulver hätte schon Mancher sein Glück gefunden? Ja, das war es, ich erinnere mich seiner Worte! Nun, wenn es damit so steht, warum sollte ich nicht auch auf diesem Wege mein Glück suchen? — Will doch 'mal in den Wald und Umschau

halten, ob ich den Lahmen treffe, und wenn ich ihn treffe, — so soll aus mir ein kluger Doctor werden. Mag geschehen, was da wolle!

So ging er zum Walde, streifte da lange umher und begann endlich zu rufen: Klugmann, wo bleibst Du heute?

Im Augenblick war Klugmann zur Stelle.

Höre, Du sollst mich lehren, wie man dies wunderbare Pulver macht! Ich möchte auch mein Glück finden. Zum Lohn magst Du meinetwegen nehmen, was Du selbst begehrt!

Das will ich gern thun, sagte der lahme Alte, und Du sollst es spottbillig haben!

Verlange was Du willst — nur lehre mich das Pulver bereiten! rief der Forstwart.

Aus dem Zeigefinger der linken Hand drei Tropfen Blut! Das ist Alles, was ich verlange — und Du bist ein großer Doctor!

Sei es denn!

Der Lahme stach ihn mit einer Nadel in die Hand, ließ die bedungenen drei Tropfen Blut herausfallen und verwahrte sie in einem Schächtelchen.

Dann übergab er dem Forstwart einen kleinen Sack und sagte: Darin steckt Deine Doctorweisheit! Wenn das Pulver abnimmt oder verbraucht ist, so klopfe nur mit dem Säckchen gegen die Ferse des linken Fußes!

Damit war der Lahme verschwunden.

Der Forstwart steckte das Säckchen in den Busen und ging heim.

Setzt war das Glück wirklich bei ihm eingekehrt. Binnen Kurzem war sein Name in der ganzen Gegend bekannt. Auch aus weiter Ferne zogen die Kranken von Land und Stadt zu dem klugen Doctor. Sein Wunderpulver heilte alle Wunden und Gebrechen. Niemand aber wußte zu sagen, woher der Mann diese Kunst habe.

Mit der Zeit war der Forstwart ein reicher Mann geworden und lebte, wie nur je ein Doctor gelebt haben mag . . .

Aber plötzlich ward der kluge Doctor krank und starb.

Sein Weib wusch die Leiche rein und bahrte sie mitten in der Stube auf einer Leiter auf, bis der Sarg gezimmert wurde.

Darüber war es Abend geworden und das Weib erschraf gewaltig, als es bemerkte, daß der Todte sich zu regen schien.

Was jetzt? — Die Wittve nahm ihren Sohn bei der Hand und kroch auf den Ofen. Auch den Hund nahm sie mit. Auf dem Ofen begann sie aus der Bibel für das Seelenheil ihres Mannes zu beten.

Plötzlich fiel des Todten rechter Arm und sein rechtes Bein schlaff von der Leiter nieder.

Das Weib meinte, die Leiche sei noch warm, ging also hin und hob Arm und Bein wieder auf die Leiter.

Da fiel aber auch das linke Bein und der linke Arm von der Leiter.

Das Weib stellte auch diese wieder an ihren Platz und stieg zurück auf den Ofen.

Jetzt richtete sich der Todte auf der Leiter auf und schickte sich an, auch auf den Ofen zu steigen.¹⁾

Das Weib erhob ein Geschrei, der Hund aber fiel über den Todten her und biß ihn. Wie der Wind stob der Todte aus der Thür und der Hund hinter ihm her.

Wohin sie Beide gerannt sind, — Niemand weiß es.

Das Weib floh mit dem Kinde zu den Nachbarn und getraute sich vor Tagesanbruch nicht in die Nähe des Hauses.

Erst nach drei Tagen kehrte der Hund zurück, aber so matt und müde, daß er sich nicht auf den Beinen halten konnte.

Den Forstwart hat aber später keines Menschen Auge wieder-gesehen.

17. Der Schatzträger.

Einem jungen Bauer war einst die ganze Ernte auf dem Felde mißrathen, das Heu verdorben und alles Vieh gefallen, so daß er nicht einmal die Frohnarbeit für den Edelhof leisten konnte. Bekümmert saß er eines Sonntags vor seiner Thür, als gerade das Volk zur Kirche ging. Da trat der alte Landstreicher Michel auf ihn zu, von dem die Leute sagten, er sei ein Hexenmeister, der den Kühen die Milch ausfauge, Sturm und Hagel auf die Aecker rufe und den Menschen Krankheiten anwünsche. Deshalb ließ man ihn nie ohne eine Gabe ziehen, wenn er auf einen Hof betteln kam.

Guten Tag, Bauer! rief er und trat näher.

Gott zum Gruß! war die Antwort.

Was fehlt Dir denn? fragte der Alte, Du schaust ja ganz jämmerlich drein!

Ach, schlimm geht's mir freilich! Es ist aber gut, daß ich Dich treffe. Die Leute erzählen ja, Du hättest Geroast, viel Uebles zu thun, wärest aber ein gescheiter Mann. Vielleicht könntest Du mir helfen?

Die Leute reden Böses, weil sie selbst böse sind, versetzte der Alte. Aber was ist denn geschehen?

Der Bauer erzählte ihm nun sein ganzes Unglück, und der Alte sprach: Wolltest Du Dich denn aus diesem Elend retten und auf einmal ein reicher Mann werden?

Das wollte ich von Herzen gern! rief der Andere.

Darauf lachte der alte Michel und sprach: Wenn ich so jung und stark wäre wie Du, wenn ich Muth hätte und die finstere Nacht nicht fürchtete und auch reinen Mund zu halten verstände, ei, so wüßt' ich wohl, was ich thäte!

Sage mir nur, was Du weißt, ich will Alles thun, wenn ich nur reich werde, denn jetzt ist mir das Leben eine Last!

Darauf sah sich der Alte vorsichtig nach allen Seiten um und sprach heimlich: Weißt Du, was ein Schratt ist?

Der Bauer antwortete erschrocken: Ich weiß es zwar nicht ganz gewiß, habe aber schreckliche Dinge davon gehört!

So will ich es Dir sagen, sprach der Alte. Sieh, das ist ein Geschöpf, das Jedermann sich selbst machen kann, es muß aber so heimlich geschehen, daß keines Menschen Auge es sieht. Sein Körper ist ein Besenstiel, sein Kopf ein zerbrochener Krug, die Nase eine Glasscherbe und die Arme zwei Haspelstöcke, auf denen ein hundertjähriges Weib gesponnen hat. Alle diese Dinge sind leicht zu beschaffen. Diesen Kobold sollst Du an dreien Donnerstagen¹⁾ abends auf einem Kreuzweg aufrichten und mutterseelenallein die Worte dazu sprechen, die ich Dich lehren werde. Dann bekommt der Kobold am dritten Donnerstag Leben.

Gott behüte uns vor dem Uebel! rief der Bauer aus.

He, gruselt's Dich? Dann habe ich schon zu viel gesagt!

Nein, ich fürchte nichts, sprich nur weiter!

Der Alte sprach: Dieser Kobold ist dann dessen Knecht, der ihn auf dem Kreuzweg in's Leben gerufen hat. Er wohnt in seinem Hause unter dem Dach und muß Alles thun, was man ihm befiehlt. Niemand kann ihn sehen, als sein Herr. Er trägt ihm allerorts Geld, Getreide und Heu zu, so oft man will, aber nicht mehr auf einmal als eines Mannes Last.

Aber wenn Du das Alles weißt, Alter, warum hast Du Dir nicht selbst einen so trefflichen Schatzträger gemacht, sondern bist zeitlebens arm geblieben?

Hundertmal hab ich's gewollt und hundertmal den Anfang gemacht, aber mir fehlte der rechte Muth dazu! Ich hatte einen Freund, der besaß einen Schatzträger und erzählte mir

oft davon, aber ich war zu verzagt, um es ihm nachzuthun. Mein Freund starb und sein herrenloser Kobold wohnte noch lange da im Dorfe, wo er den Leuten manchen Schabernack spielte. Einst hatte er einem Weibe alles Garn in Stücke gerissen, wie man es aber fand und fortschaffen wollte, lag ein Haufen Gold darunter. Seitdem blieb der Kobold verschwunden. Damals hätte ich mir gar zu gern einen Schatzträger gehalten, aber jetzt bin ich alt und grau und denke nicht mehr daran.

Muth habe ich genug, sprach der Bauer, aber wäre es nicht besser, wenn ich mit dem Pfarrer darüber spräche?

Narr! Mit Niemandem darfst Du das thun, aber am wenigsten mit dem Pfarrer, denn wenn Du den Kobold in's Leben ruffst, so verkaufft Du Deine Seele dem Bösen!

Der Bauer prallte entsetzt zurück.

Erschrick nur nicht, sprach der Alte. Dafür hast Du ein langes Leben und Alles, was Dein Herz begehrt. Und wenn Du fühlst, daß Dein letztes Stündlein schlägt, so kannst Du Dich noch immer aus den Krallen des Satans retten, wenn Du Dich von Deinem Kobold loszumachen verstehst.

Wie soll ich das anfangen?

Wenn Du ihm eine Arbeit aufgiebst, die er nicht verrichten kann, so bist Du seiner ledig. Das mußt Du aber klug angreifen, denn er läßt sich nicht leicht überlisten. Der Bauer, von dem ich Dir erzählte, wollte auch seinen Kobold los werden und trug ihm auf, mit einem Siebe ein Faß voll Wasser zu schöpfen. Aber der Kobold trug und schleppte Wasser und ruhte nicht eher, bis das Faß von den Tropfen, die am Siebe hingen, voll ward.

Und er starb auch, ohne den Kobold los zu werden?

Ja, warum verstand er es nicht besser! — Aber etwas muß ich Dir noch sagen: gut zu essen verlangt der Kobold, wenn er in guter Laune bleiben soll. Ein Bauer stellte einst eine

Schüssel mit Brei seinem Kobold unter das Dach, wie er es von jeher gethan. Das hatte aber ein Knecht bemerkt, der aß den Brei auf und schüttete hernach Sand in die Schüssel. In derselben Nacht kam der Kobold und zerstückte den Bauer jämmerlich und das that er jede Nacht, bis der Bauer die Ursache merkte und ihm eine neue Breischüssel unter das Dach trug. Dann ließ er von ihm ab. — Und nun weißt Du Alles, sagte der Alte.

Der Bauer schwieg. Nach einer Weile hub er an: Dabei ist aber viel Arges, Michel!

Du begehrtest meinen Rath, antwortete der Alte, und den hast Du nun. Wähle selbst! Noth und Glend sind über Dich gekommen. Nur so kannst Du Dich retten und ein reicher Mann werden und wenn Du nur etwas gescheit bist, wirst Du den Teufel auch um Deine Seele betriegen!

Der Bauer antwortete nach einigem Nachdenken: So sprich mir die Worte vor, die ich an den Donnerstagen hersagen soll!

Was giebst Du mir dafür? fragte der Alte.

Wenn ich erst den Schatzträger habe, so sollst Du ein Herrenleben führen!

So komm' denn, sagte der Alte und ging mit ihm in die Hütte.

Seit diesem Sonntag sah man den jungen Bauer nicht mehr im Dorfe. Seine Arbeit auf dem Felde ließ er liegen und auch das Geringe, was da wuchs, verdarb; in seinem Hauswesen aber sah es öde und verlassen aus. Sein Knecht hungerte in den Krügen umher und die Magd schlief zu Hause, da der Wirth selbst nicht bei der Arbeit war.

Inzwischen saß der Bauer in seiner rauchigen Kammer. Er hielt die Thür verriegelt und hatte auch das Fenster verhängt. Hier arbeitete er in einem finsternen Winkel beim Feuer des

Kienpahn's Tag und Nacht fleißig an seinem Kobold. Alles Nöthige hatte er beisammen; selbst die Haspelstöcke, auf denen ein hundertjähriges Weib gesponnen, fehlten nicht. Sorgfältig fügte er alle Stücke zusammen, setzte den alten Topf auf den Besenstiel, machte die Nase aus einer Glascherbe zurecht und malte dem Kobold mit rother Farbe Augen und Mund auf. Den Körper umwickelte er nach der Vorschrift mit bunten Lappen *) und dachte bei dem Allem mit Schauern daran, daß er nun die Macht habe, dieses unheimliche Geschöpf in's Leben zu rufen und daß er es bis zu seinem Ende bei sich behalten müsse. Aber wenn ihm die Reichthümer und Schätze einfielen, schwand all' sein Abscheu. Nun war der Kobold fertig und der Bauer machte sich mit ihm am nächsten Donnerstag, als es schon Nacht war, zum Kreuzweg am Walde auf. Da stellte er den Kobold hin, setzte sich auf einen Stein und wartete. Aber jedesmal, wenn er den Kobold ansah, wollte ihn das Entsetzen fast zu Boden werfen. Sobald sich nur ein Wind erhob, ging es ihm durch Mark und Bein und wenn das Käuzchen von fern schrie, glaubte er schon des Kobolds Krächzen zu vernehmen, so daß ihm das Blut in den Adern erstarrte. Als es endlich Morgen wurde, ergriff er den Kobold und schlich vorsichtig nach Hause.

Ebenso erging es ihm am zweiten Donnerstage.

Endlich war die Nacht des dritten Donnerstages herangekommen und jetzt sollte sich der Zauber erfüllen. Der Wind heulte und der Mond war hinter dunklen Wolken versteckt, als der Bauer in tiefer Nacht mit seinem Kobold auf den Kreuzweg kam. Da richtete er ihn wie zuvor auf, dachte aber dabei: wenn ich ihn jetzt in tausend Stücke schlage, hernach heimginge und mich tüchtig an die Arbeit hielte, so brauchte ich nichts Böses in's Werk zu setzen!

Aber ich bin ja blutarm, antwortete er sich selbst, und Dieser hier soll mich reich machen! — Geschehe, was da wolle, schlimmer kann es mit mir nicht werden!

Kengstlich schaute er um, kehrte sich zitternd zu dem Kobold hin, ließ aus seinem Finger drei Tropfen Blut auf ihn fallen und sagte die Zaubermorte her, die ihn der Alte gelehrt hatte. ³⁾

Plötzlich trat der Mond aus den Wolken und schaute gerade auf den Ort hin, wo der Bauer vor seinem Kobold stand. Der Bauer aber erstarrte vor Schreck, als er sah, wie der Kobold in's Leben kam. Das Gespenst verdrehte gräulich die Augen, kehrte sich langsam um und um und wie es wieder seinen Meister ansah, fragte es mit knarrender Stimme: Was begehrt Du?

Das vermochte der Bauer, dem vor Schreck fast schon die Sinne geschwunden waren, nicht zu ertragen: In Todesangst floh er davon und gab nicht Acht wohin. Der Kobold aber lief klappernd und keuchend hinter ihm her und rief immer zu: Warum hast Du mich in's Leben gerufen, wenn Du mich jetzt verlässest?

Aber der Bauer floh weiter, ohne sich auch nur einmal umzusehen.

Da packte ihn der Kobold mit seiner hölzernen Faust von hinten an die Schulter und schrie: Du hast Deinen Bund gebrochen, indem Du fortliefst. Dem Teufel hast Du Dich verschrieben, ohne daß Dir daraus jetzt irgend ein Nutzen erwächst. Mich hast Du freigegeben, ich bin nicht mehr Dein Knecht, will aber Dein Quälgeist sein und Dich peinigen bis zu Deiner Todesstunde!

Der Bauer stürzte sinnlos in seine Hütte, aber der Kobold folgte ihm von allen Uebrigen ungesehen nach.

Seit dieser Stunde mißrieth dem Bauer Alles, was er anfang. Seine Acker trugen nur Unkraut, sein Vieh kam immer um, seine Dächer stürzten ein und wenn er irgend etwas anfaßte, zerbrach es ihm unter der Hand. Weder Knecht noch Magd wollten in seinem Hause dienen und endlich hielten sich alle Leute von ihm fern wie von einem bösen Geiste, der überall Unglück hinträgt, wo er sich zeigt.

Schon war der Herbst herangekommen und der Bauer sah aus wie ein Schatten, als er eines Tages mit dem alten Michel zusammentraf. Der Alte grüßte ihn und sah ihm spöttisch in's Gesicht.

D, Du bist es? rief der Bauer grimmig. Gut, daß ich Dich finde, Du Höllenhund! Wo sind nun Deine Versprechungen, Dein Reichthum und Glück? Dem Teufel bin ich verkauft und die Hölle habe ich schon auf Erden. Aber an Allem bist Du schuld!

Sachte, sachte! sprach der Alte. Wer hieß Dich denn mit bösen Dingen spielen, wenn Du keinen Muth hattest? Ich warnte Dich doch ernstlich. Aber Du hast Dich im letzten Augenblick feige verkrochen und also den Kobold von seinem Dienste freigemacht. Hättest Du es nicht gethan, so wärest Du jetzt ein reicher und glücklicher Mann, wie ich's Dir voraus sagte.

Aber Du hast niemals des Kobolds fürchterliches Gesicht gesehen, als er in's Leben kam, sprach der Bauer ängstlich. O, ich Thor, daß ich mich von Dir verführen ließ!

Ich habe Dich nicht verführt, sondern Dir nur gesagt, was ich wußte!

So hilf mir jetzt!

Hilf Dir selbst, ich vermag es nicht. Sollte ich nicht mehr über Dich klagen, als Du über mich? Ich habe Dich nicht betrogen, aber wo bleibt mein Lohn und das gute Leben im Alter, das Du mir versprachst? Du bist der Betrüger!

Schon gut, schon gut! Sage mir nur, wie ich mich retten kann, rathe mir, was ich thun soll. Ich will Alles erfüllen!

Nein, sprach der Alte, ich weiß keinen Rath mehr. Ich bleibe ein Bettler und das ist Deine Schuld. — Mit diesen Worten kehrte er um und ging davon.

So sei verflucht! schrie ihm der Bauer nach, dessen letzte Hoffnung verloren war...

Kann ich mich denn gar nicht mehr retten? sprach er weiter für sich. — Dieser Kobold, der mir wie Satan auf dem Nacken sitzt, ist doch nichts als mein eigen Werk, ein Ding aus Holz und Scherben. Den müßt' ich doch verderben können, wenn ich es richtig angriffe!

Er lief nach Hause, wo außer ihm jetzt kein Mensch wohnte. Da stand der Kobold in einer Ecke, grünte ihm entgegen und fragte: Wo ist mein Essen?

Was soll ich Dir geben, um Dich loszuwerden?

Wo ist mein Essen? Schnell das Essen herbei, ich bin hungrig!

Warte, Du sollst es gleich haben!

Darauf ergriff der Bauer wie von Sinnen einen Rienspahn, der beim Ofen brannte, lief damit ins Freie und schloß alle Thüren von außen ab.

Draußen war es eine kalte Herbstnacht. Der Sturm pfliff im nahen Kiefernwalde und es klang wie seltsame, seufzende Stimmen.

Nun brenne und brate, Du höllischer Geist! schrie der Bauer und warf das Feuer in's Dach, worauf die ganze Hütte bald in hellen Flammen stand.

Da lachte der Bauer wie toll und rief ohne Unterlaß: Nun brenne und brate!

Von dem hellen Feuerschein erwachten die Leute im Dorfe und eilten in Scharen zur Unglücksstätte. Sie wollten noch löschen und retten, aber der Bauer stieß sie zurück und sagte: Laßt's bleiben! Was kümmert mich das Haus, wenn Er nur umkommt. Er hat mich lang' genug gequält, jetzt will ich ihn auch plagen und dann kann noch Alles gut werden!

Die Leute sahen ihn auf diese Rede verwundert an. Da stürzte auch schon das Haus prasselnd zusammen und der Bauer schrie mit lauter Stimme: Aber jetzt ist er verbrannt!

Im selben Augenblick stieg der Kobold, dem Bauer allein sichtbar, aus dem rauchenden Feuerhaufen unverehrt und mit drohender Geberde empor. Kaum erblickte ihn der Bauer, als er mit einem gräßlichen Schrei zu Boden stürzte.

Was siehst Du? fragte ihn der alte Michel, der eben herangekommen war und lachend neben ihm stand.

Aber der Bauer gab keine Antwort mehr. Er war vor Schreck gestorben.

18. Wie der Wolf erschaffen wurde.

Als der Alte Gott¹⁾ die Welt und alle Thiere erschaffen hatte, frug er den Teufel: Meinst Du wohl auch, daß mein Werk lobenswerth sei? Oder glaubst Du, daß es noch an einer wichtigen Pflanze oder einem nützlichen Thier fehle, oder daß die Berge nicht hoch genug und die Gewässer nicht tief genug seien?

Diese huldvolle Frage war dem Teufel ganz nach dem Sinn.

Er faßte sich ein Herz und antwortete: Tadel verdient Dein Werk wohl nicht, aber es will mich doch dünken, als ob ein Thier noch mangelte!

Welches denn? fragte der Schöpfer verwundert.

Nun, sprach der Teufel, ein solches Thier, welches den Wald schützen und hüten könnte, damit die übermüthigen Hirtenknaben nicht die Bäume schälten und die Nester brächen und Hase und Ziege die jungen Triebe nicht benagten!

Habe ich denn nicht Bär und Schlange in den Wald gesetzt? sprach der Schöpfer.

Das hast Du freilich, sprach der Böse, aber wenn es Winter wird, so schlafen diese Wächter und dann ist es mir immer leid, wenn ich den Wald wie eine Waise ohne Beschützer sehe!

Dabei gedachte aber der Teufel selbst ein böses Thier zu schaffen, das die wehrlosen Geschöpfe Gottes würgen und überall Urges anstiften sollte.

Welch ein Thier fehlt denn Deines Bedünkens? fragte der Schöpfer.

Senes Thier, das ich selbst erschaffen möchte, wenn Du es erlaubst, sprach der Teufel bittend.

Es sei, sagte der Schöpfer, und ich will nichts dawider haben!

Aber um etwas bitte ich Dich noch! sprach der Teufel weiter. Sieh, ich habe nicht die Macht, meinem Geschöpf das Leben zu verleihen. Wenn Du mir dazu einen Spruch gäbest, so würdest Du leicht merken, daß mein Geschöpf nicht schlechter gerathen wird, als die Deinen.

Auch das will ich erfüllen! Wenn Du Dein Geschöpf fertig hast und ihm Mund und Augen auf dem rechten Fleck sitzen, so rufe: Steh auf und verschlinge den Teufel!

Oho, damit wird es noch gute Weile haben! brummte der Teufel für sich und ging weg in einen tiefen Wald. Hier las er Steine und altes Schuhwerk, Ruthen und Moos auf und trug auch noch von der Dorfschmiede zwei glühende Funken und einen Haufen eiserner Nägel herbei.

Darauf ging er an's Werk. Den Rücken des Thieres schuf er aus einem derben Zaunpfahl und den Kopf aus einem Baumstumpf, flocht die Brust aus Ruthen und Schuhleder zusammen und baute die Lenden aus Backsteinen auf. Aus einem Farnwedel²⁾ machte er dem Thier einen Schweif und aus Erlenklößen die Füße; in die Brust aber setzte er ihm einen Stein als Herz. Nun bezog er noch den Körper mit Moos und setzte die glühenden Funken als Augen, die Nägel aber als Krallen und Zähne ein.

Als er so den Leib des Thieres erschaffen hatte, da freute sich der alte Teufel über alle Maßen und gab ihm den Namen Wolf.

Aber eine Seele hatte der Wolf noch nicht.

Da fiel dem Meister der Spruch Altwaters ein und er schrie: Wolf, stehe auf und verschlinge — — — Da erhob der Wolf seinen Kopf und schmagte mit der Zunge.

Darüber bekam der Teufel einen solchen Schreck, daß er kein Wort weiter herausbrachte. Aber bald besann er sich wieder auf sein böses Werk und rief hastig: Wolf, stehe auf und verschling' den Alten Gott!

Aber der Wolf lag still und rührte nicht einmal seinen Schweif. Wohl sagte der Teufel seinen Spruch zehnmal her, aber der Wolf achtete dessen nicht.

Nun ging der Teufel zum Schöpfer zurück und rief: Der Spruch, den Du mir gabst, ist nicht der rechte, denn der Wolf will nicht aufstehen!

So? sprach der Schöpfer, hast Du denn gerufen: Steh auf und verschlinge den Teufel?

Diese Rede hatte der Teufel nicht erwartet, konnte also kein Wort antworten und mußte in Schanden wieder abziehen.

Wohl probirte er es noch ferner und rief: Wolf, steh auf und verschling' den Alten Gott! Aber es half Alles nichts.

Darauf lief er eine weite Strecke von dem Wolf weg und schrie: Wolf, steh auf! — und fügte dann ganz leise hinzu: Verschling' den Teufel!

Du meine Güte, wie der Wolf jetzt aufsprang! Wie der Wind war er hinter dem Teufel her und hätte ihn gewißlich daselbst erwürgt, wenn der Teufel nicht unter einen großen Stein geschlüpft wäre.³⁾

Seitdem ist der Wolf des Teufels ärgster Feind und sucht absichtlich alle Gelegenheit, den Bösen zu ängstigen und zu kränken. Sein Rückgrat ist steif wie ein gerader Zaunpfahl, Krallen und Zähne spitz wie Eisennägel und sein Fell mit dichten Haaren bedeckt. Die Augen glühen ihm aber wie zwei Feuerfunken im Kopfe. Auch ist sein Herz wie aus Stein, wenn er die unschuldigen Lämmer raubt und mordet. Wirft man ihn mit einem Stein, so wird er wüthend; trifft es sich aber, daß ein Hirtenknabe ihn mit der Ruthe schlägt, so schämt er sich dessen so sehr, daß er drei ganze Jahre lang dieser Herde nicht nahe kommt. Wenn Du ihn aber im Herbst mit feurigen Augen an der Waldlichtung sitzen siehst, so ist es gewiß, daß er nach dem alten Bösen auf der Lauer liegt.

19. Was der Wolf fressen darf.

Der Wolf litt großen Hunger.

In seiner Noth kam er zum Alten Gott und bat um Speise.

Der Alte Gott fragte ihn: Was möchtest Du denn fressen?

Darf ich das anfallen, was Wolle und Hufe trägt?

Nein, das darfst Du nicht, denn es ist mein allerfrömmstes Thier!

Darf ich die Schnauzenträger rauben?

Nein, auch nicht, denn sie sind die Hauswächter der Menschen!

Was soll ich denn aber nehmen und essen? heulte der Wolf.

Von jedem Bauernhof, wo Brot gebacken wird, sollst Du einen Laib erhalten, sprach der Alte Gott. Bist Du mit diesem Essen zufrieden?

Suchhei! schrie der Wolf, das ist mir recht! und ging seines Weges.

Jetzt führte Hseggrim ein herrliches Leben. Er schlang und schlief, wie es nur ein reicher Faulpelz thut.

Einer Bauernfrau war es aber leid um das Brot, das der Wolf jedes Mal erhielt. Als er nun wiederkam, warf sie ihm statt des Brotes einen glühenden Stein vor.

Der Wolf versengte sich das Maul und lief heulend und fluchend in den Wald. Seitdem hat er auch einen schwarzen Rachen.

Dann kam er wieder zum Alten Gott, klagte ihm seine Noth und sprach:

Für Brot gab man mir einen glühenden Stein, woran ich mir das Maul versengte. Da getraue ich mich nicht mehr hin! Was soll ich aber jetzt essen?

Nun, wenn die Dinge so stehen, sprach der Alte Gott, so darfst Du überall einbrechen, wo Rauch aufsteigt und eine Thür angebracht ist.

Seitdem würgt auch der Wolf Alles nieder, was ihm nur in die Krallen fällt.

20. Die Speijung der Wölfe.

Ein Bauer aus Wanamois¹⁾ fuhr an einem späten Winterabend aus dem Städtchen Leal heimwärts. Sein Köhlein trabte bedächtig fürbaß und der Mann im Schlitten hatte sich bequem auf die Seite gestreckt. Wie er ein Stück Weges im

Walde weiter gekommen war, vernahm er plötzlich ein lautes Wolfsgeheul. Der Mann gab anfangs nicht sonderlich Acht darauf und fuhr in seinem Trott weiter. Da schien es ihm aber, als ob eine kleine Strecke vor ihm viele Menschen mit Lichtern auf- und niederwanderten; doch konnte er im Schatten des Waldes nichts Anderes erkennen. Als er nun kurz darauf mit dem Noß in's Freie gelangte, wie erschrak er da! Zu beiden Seiten des Weges erblickte er ein großes Rudel Wölfe, die den Nachen zum Himmel weit aufgesperrt hielten, öfters mit lautem Geheul nach oben sprangen und dazwischen mit dem Maule schmaßten. Bisweilen schien es auch, als ob irgend etwas vom Himmel fiel, was sie mit großer Eier auffingen.

Wie nun die Wölfe so von beiden Seiten des Weges den Mann umringt hielten, sträubte sich sein Haar vor Entsetzen und er wußte nicht, was er beginnen sollte. Ob vorwärts oder rückwärts — den Wölfen war er so nah, daß er nicht hoffen konnte zu entkommen, da sie ihn augenblicklich gefangen hätten. Eine gute Weile hielt er mit Pferd und Schlitten still und wagte nicht sich zu rühren. Endlich wuchs ihm doch etwas der Muth, er befahl seine Seele Gott, betete ein Vaterunser und hieb dann heftig auf das Pferd ein. In tausendem Galopp sprang es vorwärts. Die Wölfe drehten den Kopf zum Manne hin und heulten weiter. Sie waren so eifrig bei ihrem Fange, daß sie seiner nicht achten mochten. Als er ein tüchtig Stück von ihnen weg war, wagte er es endlich sich umzusehen. Da erblickte er einen einzigen Wolf auf dem Wege, der dem Schlitten nachlief, die anderen saßen auf ihrem alten Platze und heulten weiter. Der Wolf sprang zwar den Schlitten nicht an, wich aber auch nicht zurück. Da er nun den einen Feind nicht fürchtete, so fuhr der Bauer in ruhigem Trabe vorwärts und gelangte glücklich auf seinen Hof, der Wolf

aber lief ihm bis an die Pforte nach. Als nun der Bauer sich anschickte seine Vorräthe aus dem Schlitten zu heben, gerieth ihm ein viereckiges Ding in die Hand, das wie ein Schleiffstein ausah. Da fiel ihm ein, daß die Wölfe bisweilen vom Himmel gespeist würden. So mochte wohl auch das seltsame Ding im Schlitten des Wolfes Antheil sein, wonach er gelaufen. Nimm's hin, wenn es Dir gehört! sprach er und warf das Ding dem Wolfe vor. Der schnappte es gierig auf und verschwand.²⁾

21. Der Wolf als Beschützer.

An einem schönen Sommerabend ging ein junges Weib in's Nachbarndorf zu Gast. Leichtfüßig schritt sie ihres Weges dahin und hatte mit der Hand ihre Schürze zusammengefaßt, denn da lagen die gekochten Eier verwahrt, die sie der Mutter zum Geschenk bringen wollte.

Unterwegs dünkte es die junge Frau, als bewegten sich die Eier in der Schürze. Sie kümmerte sich aber nicht weiter darum, denn sie meinte, es käme von ihrem schnellen Gange, und schritt rüstig weiter.

Plötzlich begann Piker heftig zu donnern und der Regen floß in Strömen nieder. Bisweilen krachte und rasselte aber der Gott so gewaltig über den Himmel hin,¹⁾ daß die Erde erbehte und die Blitze wie feurige Schlangen niederliefen.

Müde und ängstlich machte das junge Weib endlich unter einer großen Fichte Halt. Das Gewitter ward immer ärger und die Blitze immer häufiger, so daß die Frau ihre Augen nicht mehr zu öffnen wagte.

Zur selben Zeit fühlte sie deutlich, daß die Eier in ihrer Schürze sich bewegten, als ob sie Jemand gegen einander rollte. Sie getraute sich aber nicht in die Schürze zu sehen.

Endlich schlug sie die Augen auf und erblickte einen ungeheuren Wolf vor sich, der unverwandt nach ihrer Schürze starrte. Da erlahmten ihre Hände im Schreck und ließen die Schürze fallen. Siehe, da sprang eine schwarze Katze aus der Schürze hervor²⁾ und lief davon, der Wolf aber segte wie der Wind ihr nach.

Eine gute Zeit vernahm noch die Frau das Getrappel des Wolfes, dann ward Alles still.

Auch Regen und Gewitter hatten sich verzogen. Freundlich wie zuvor schien der Mond hernieder, als wenn in den Lüften kein Aufruhr geherrscht hätte. Jetzt fand auch die Frau zu ihrer Verwunderung ihre ganze Kleidung trocken und auf dem Felde nicht eine Wasserlache. Sie war aber um eine Werst vom Wege abgekommen und an den Wald gerathen. Nun las sie ihre Eier wieder auf, that sie in ihre Schürze und machte sich auf den Weg.

Im Dorf erzählte sie das Erlebniß ihrer Mutter. Die Alte sagte ihr aber, der Teufel selbst sei es gewesen, der ihr nachgestellt und einen bösen Streich mit ihr im Sinn gehabt habe. In solchen Nöthen sei aber der Wolf sogleich als Helfer bei der Hand, denn er könne den Teufel und seine Tücke nicht um Alles in der Welt leiden.

22. Die Hündlein des heiligen Georg.¹⁾

Ein Mann hatte sich mit seinem Fuder Fische vom Strande auf den Weg nach Hause gemacht. Weil ihn aber die Dunkelheit überraschte, so trieb er sein Roß in den Wald und wollte

da über Nacht bleiben. Er machte ein Feuer auf und begann ein Gericht Fische zu braten. Da sah er aus dem Walde einen langen schwarzen Mann heraustreten und geradewegs auf sein Feuer zukommen. Der Bauer erschrak und wußte nicht was er thun sollte. Er wollte fragen, wer er sei, konnte aber kein Wort herausbringen.

Der schwarze Mann stand eine Weile still und sagte dann: Geh, hol mir aus dem Walde einen Bratspieß! Ich will mir auch Fische braten!

Der Bauer that wie ihm befohlen und trug einen Spieß herbei, so dick wie ein Wagenseil.

Der ist zu dünn, sprach der fremde Mann. Geh, schaff' einen anderen!

Darauf trug der Bauer einen Spieß wie eine Deichsel herbei. Noch zu dünn, hol' einen anderen! sagte der schwarze Gast.

Jetzt schaffte der Bauer einen Spieß aus dem Walde herbei, der war so dick wie ein derber Pfahl.

Sieh' mal an, der ist mir gerade recht! sprach der unheimliche Fremde. Dann machte er sich über den Pfahl her und schnitt das eine Ende spitz zu. Dabei blickte er immer auf den Bauer hin, als wolle er ihm das Maß nehmen.

Nun erst verstand der Arme des schwarzen Mannes Absicht. Dem der Schwarze machte sich den Spieß zurecht, woran er den Bauer wie einen Fisch braten wollte.

Der Bauer wußte nicht, wie er sich retten sollte. Da schrie er aus Leibeskräften: Sanct Georg's Hündlein, zu Hilfe! Sanct Georg's Hündlein, zu Hilfe!

Im selben Augenblick standen neun Wölfe²⁾ auf dem Platz.

Der schwarze Mann, der kein andrer war als der Böse selbst, kroch geschwind in die Nabe am Wagenrade.

Die Wölfe liefen schnüffelnd um den Wagen herum wie Hunde und wichen nicht vom Platz. Der Bauer aber zog das Rad von der Achse und stach mit einem Stock aus Ebereschenholz³⁾ in die Nabe. Flugs war der Teufel heraus und die Wölfe hinter ihm her und weiß kein Mensch, ob er mit heiler Haut davon gekommen ist.

Der Bauer aber segnete die Wölfe, die ihm in der Noth geholfen hatten.

23. Des Wolfes Mißgeschick.

Vorzeiten wurden die Wölfe vom Himmel gespeist. Es traf sich aber einmal, daß ein Wolf ohne Speise blieb. Da frug er denn Altvater: Wer giebt jetzt mir zu essen?

Altvater sprach: Mach' Dich auf den Weg und was Dir zuerst begegnet, das verschlinge!

Der Wolf machte sich auf. Da kam ihm ein alter Bettler entgegen.

Der Wolf sprach: Altvater sagte mir: Mach' Dich auf und was Dir zuerst begegnet, das verschlinge! — Komm also her und such' keine Ausflucht!

Aber der Bettler jammerte: Was hast Du von mir altem Manne? Bin ja dürr und saftlos wie eine Fichte. Geh weiter, so wird Dir sicherlich ein fetterer Bissen zufallen!

Der Wolf überlegte es sich und sprach: Nun gut, ich will weiter gehen!

Und so zog er weiter.

Da kam ihm eine fette Sau mit einer Herde Ferkel entgegen.

Ei wie ward dem Wolfe wohl zu Muth! Das Wasser lief ihm schon im Maul zusammen und er rief: Altvater hieß

mich gehen und sprach: Was Dir begegnet, das verschlinge! — Komm also her und such' keine Ausflucht!

Die Sau antwortete: Ich will es gewiß thun, aber taufe zuvor meine Kinder!

Wie soll ich das thun? frug der Wolf.

Wirf sie eines nach dem anderen in den Fluß! sagte die Sau.

Meinetwegen! sprach der Wolf und warf die Ferkel der Reihe nach in den Fluß.

Als er das letzte hinabgeworfen, sprang die Sau selbst hinterdrein und schwamm mit ihrer Herde an das andere Ufer.

Der Wolf starrte ihr offenen Males nach und schalt sie eine Betrügerin. Aber es half ihm nichts, denn sie zog lachend ihres Weges.

Wie nun der Wolf weiter trachtete, kam ihm ein stämmiger junger Bursch entgegen.

Der Wolf sprach: Altvater hieß mich gehen und sagte: Was Dir begegnet, das verschlinge! — Komm also her und such' keine Ausflucht!

So friß mich, sprach der Mann, aber wart', zuvor will ich gehörig messen, wie ich in Dich hineingehe, ob auf einmal, oder zu zweien Malen!

Wie willst Du denn messen? knurrte der Wolf.

Warte nur, bis ich das Maß habe! sprach der Bauer und schaffte aus dem Walde einen tüchtigen Knüppel herbei.

Darauf fing er an zu messen, kam zum Maul des Wolfes und sprach: Mäulchen, hier muß ich hinein, — Zähne, ihr werdet mich zerreißen!

Der Wolf vernahm es mit Freuden und der Bauer sprach weiter: Bäuchlein, Bäuchlein, da find' ich meinen Platz, Schwänzchen, Schwänzchen....

Dabei packte er den Wolf hinten am Schwanz und begann mit dem Knüttel hageldick auf ihn einzuschlagen. Der Wolf heulte erbärmlich und bat um Gnade, aber der Bauer schlug immerfort zu, bis er ihm das Haar von den Rippen gedroschen hatte. Da zerrte der Wolf sich los und entfloß, der Bauer aber rief ihm nach:

Rippentahler, nimm Dich in Acht,
Nächstens wirst Du noch besser bedacht!

Im Walde rief der Wolf alle seine Verwandten zusammen, erzählte ihnen sein Mißgeschick und bat sie um Hilfe. Darauf eilte die ganze Schar dem Burschen nach. Als er sie kommen sah, sprach er: Jetzt wird's ernst! Da will ich doch lieber auf die Fichte klettern!

Und das that er auch. Die Wölfe aber kamen unter den Baum, starrten hinauf und hielten Rath, wie sie ihn fingen.

Endlich sagte ein alter Wolf: Wir müssen einer auf den anderen steigen, dann wird der oberste den Bösewicht leicht ergreifen!

Damit stimmten Alle überein. Der hungrige Wolf warf sich zu unterst auf den Boden und nun sprang einer auf des anderen Rücken, bis der Haufen fast schon an den Mann reichte. Nur ein einziger Wolf fehlte noch, so wäre der Bauer verloren gewesen.

Da meinte der schlaue Bauer, jetzt wäre es gerade an der Zeit, und schrie von oben mit lauter Stimme:

Rippentahler, nimm Dich in Acht,
Nächstens wirst Du wohl umgebracht!

Als der unterste Wolf das vernahm, riß er sich eiligst los und floß davon. Der ganze Haufen aber stürzte um und

brachen sich viele Wölfe Arm und Bein, so daß sie schimpfend und schreiend ihrem Gefährten nachhinkten. Der Bauer kletterte indeß gemächlich herab und ging seines Weges.

Diesen Schaden kann der Wolf noch heutigen Tages nicht vergessen und läuft davon, sobald er nur einen Menschen gewahrt.

24. Der Peipus-See.¹⁾

Vorzeiten herrschte einmal bei uns zu Lande ein mächtiger und ruhmvoller König mit Namen Karkus. Damals hausten noch grimmige Bären und Ure in den dichten Wäldern, Sten-thiere und wilde Pferde durchbrachen schnellfüßig das Gestrüpp.²⁾ Noch waren aus fernen Landen weder Kaufherren auf ihren Schiffen, noch Kriegsheere mit scharfen Schwertern zu uns gekommen, um das Kreuz des Christengottes aufzurichten, und noch lebte das Volk in voller Freiheit.

Das Haus des Königs Karkus war aus köstlichen, funkelnden Steinen erbaut und leuchtete fern hinaus wie Gold in der Sonne. Des Königs Schloß lag vor dem heiligen Hain, wo drei gute weiße und drei schwarze böse Götter wohnten.³⁾ Allda lebte der König mit seinem Hofgesinde. Die Feinde fürchteten ihn sehr, sein eigenes Volk aber liebte ihn wie einen lieblichen Vater.

Obgleich der König Gold und Ehre die Fülle besaß, fehlte ihm doch etwas an seinem vollen Glücke, denn sein Weib hatte ihm kein Kind geschenkt. Da gelobte er den weißen Göttern unermessliche Opfer, wenn sie sein Gebet erhörten und seinen Wunsch erfüllten. Und siehe, nach sieben Jahren ging sein Gebet in

Erfüllung. Die Königin gebar ihm ein Kinderpaar, einen Knaben, so rasch und klug wie der Vater, und ein Töchterchen mit goldenem Haar und Augen wie die blauen Primeln, das schon in der Wiege der Mutter entgegenlächelte. Voll Freuden gab der König den weißen Göttern große Opfer nach seinem Gelöbniß. Die schwarzen Götter aber, die sich auch aller Ehren werth hielten, ergriminten in ihrem Herzen, weil der König sie so verachtet hatte. Darum gingen sie hin zum Geist des Todes und reizten ihn, den Königssohn mit seinen bösen Blicken anzuschauen und zu verderben.

Indessen gedieh der Knabe zusehends und ward die Freude seiner Eltern. Wie er aber schon die ersten Worte lallen konnte, da traf ihn der böse Blick des Todes. Von Stund an welkte er hin und mußte endlich sterben. Sein Schwesterchen aber, mit Namen Kannapuura, blieb am Leben und blühte wie ein Röschen auf, zur Freude ihrer Eltern, deren einziges Kind sie jetzt war.

Aber der Haß der Bösen war von dieser halben Rache nicht gesättigt. Darum wußten sie es anzustellen, daß die Königs-tochter, als sie sieben Jahre alt geworden, in die Gewalt der bösen Hexe Peipa fiel. Die Hexe führte Kannapuura mit sich fort in ihr schreckliches Haus, das in Ingermannland unter einem hohen Berggrücken mitten in einem Felsen lag. An diesem schrecklichen Orte mußte das arme Königskind zehn Jahre seines Lebens vertrauern. Wie hart ihm aber auch sein Leben unter der rauhen Hand der Hexe war, so gedieh es doch und wuchs auf, bis es zur Jungfrau gereift war. Da sah man auf der ganzen Welt keine, die so schön gewesen wäre wie Kannapuura. Wie die Morgenröthe in der Frühe des Tages tief an den Grenzen des Himmels röthlich erglänzt und ein heiteres Wetter verkündet, so strahlte ihr sanftes Gesicht in stiller Ruhe und

aus ihren Augen konnte man merken, daß sie eines Engels Herz in der Brust trug.

Der König wußte wohl, wo seine Tochter gefangen saß; das hatte ihm ein guter Geist verkündet. Aber wie mächtig er auch war, konnte er doch nichts gegen die List und Bosheit der Peipa ausrichten. So gab er schon die Hoffnung auf, seine Tochter aus dem Ort ihrer Qual zu befreien. Endlich erbarmten sich die weißen Götter des Königskindes und seiner Eltern, denn der König flehte sie gar beweglich an und brachte ihnen reichliche Opfer. Aber auch die Götter wagten es nicht, gegen die mächtige Peipa offen auszugehen. Darum versuchten sie es mit List. Sie sandten heimlich eine Taube, die im himmlischen Dienste stand, zu Kannapuura mit einem Silberkamm, einer Hechel, einem großen Apfel und einem schneeweißen Linnen und ließen ihr sagen: Hebe die vier Gaben der weißen Götter wohl auf und fliehe aus Deinem Kerker, so bald Du nur kannst! Wenn Dich aber die Peipa verfolgt, so rufe die weißen Götter an und wirf zuerst den Kamm hinter Dich; wenn das nichts hilft, so laß die Hechel fallen, achtet sie aber auch dessen nicht und bleibt Dir auf der Ferse, so wirf den Apfel und endlich das Linnen hinter Dich. Merke auch wohl auf beim Werfen, daß Du die Gaben nicht vertauschest!

Kannapuura gelobte der Taube Alles zu behalten, was sie thun sollte, dankte den weißen Göttern und sandte die Taube heim.

Als die Peipa am ersten Dienstag nach Neumond um die Witternachtsstunde rittlings auf einen alten Besen sprang, wie es die Hexen in Ingermannland und bei uns alljährlich am dritten, sechsten, neunten und zwölften Neumond zu thun pflegen, und so von Hause stob, schlüpfte die Jungfrau früh vor dem Morgenroth aus ihrer Kammer und nahm die vier

Gaben der Götter mit sich auf den Weg. Sie lief gerade den Weg nach ihres Vaters Schlosse vorwärts, so schnell sie konnte. Zu Mittag, als sie schon ein gut Stück Weges gegangen war und einmal umblickte, sah sie mit Schrecken, daß die Hexe Peipa ihr nachsetzte. In der Rechten schwang sie drohend eine eiserne Ruthe und ritt auf einem ungeheuren Hahn, der dem Königskinde bald auf der Ferse war. Da rief es laut die weißen Götter an und warf den Silberkamm hinter sich. Augenblicklich ward aus dem Ramm ein brausender Strom, tief und breit und viele Meilen lang. Peipa schielte zornig der Fliehenden nach, die auf dem jenseitigen Ufer des Stromes leichten Fußes weiter eilte und sie weit hinter sich zurückließ. Aber nach einer Weile fand die Hexe eine Furth durchs Wasser, eilte hinüber und war bald wieder hinter der Jungfrau her. Nun ließ Mannapuura die Hechel fallen und sieh, daraus wuchs ein Wald, so dicht und hoch, daß auch die Hexe auf ihrem Höllenroß nicht gerade hindurch konnte und also einen ganzen Tag um den Wald herum reiten mußte.

Zwei Nächte und einen Tag war die arme Königstochter schon gewandert und hatte noch keinen Bissen Brod genossen und kein Stündchen geschlummert. Da ging es mit ihrer Kraft zu Ende und schon war ihr am zweiten Tage die Hexe dicht auf der Ferse, als sie in ihrer Noth den Apfel niederwarf. Daraus stieg ein unermesslich hoher Granitberg auf. Ein schmaler Pfad, wie von einer Schlange gezogen, wand sich bis an seinen Gipfel hinauf und wies der Hexe den Weg. Bevor sie aber drüben anlangte, war wieder ein Tag vergangen. Doch die Königstochter war nur eine kurze Strecke weiter gekommen, denn der Schlaf hatte ihr müdes Auge geschlossen und als sie wieder erwachte und schon von fern das Schloß ihrer Eltern erblickte, da war ihr auch die Hexe schon so nah, daß sie nimmer

zu entinnen vermeinte. Voller Angst warf sie eilig das Linnen hinter sich zu Boden. Breit fiel es hin, fing an zu rauschen und schwoh auf zu einem mächtigen See, dessen schäumende Wogen die Hexe wild bedrängten. Ein brausender Sturm warf Wasser und Gischt der Hexe in's Angesicht; ihre Bosheit konnte sie nicht retten und auch nicht ihr Roß, der Höllenhahn. Wohl streckte er den Hals hoch aus dem Wasser, riß den Schnabel auf und schlug die Fluth mit seinen Flügeln, doch es half ihm nichts, er mußte elendiglich ertrinken. Peipa aber rief mit Flüchen alle Höllengeister zu Hilfe, doch keiner von ihnen erschien und heulend sank sie in die Tiefe.

Dort unten tobt sie noch heute in Qualen und Schmerzen. Hechte und andere schreckliche Thiere der Tiefe nagen an ihr und peinigen sie ohn' Ende. Sie schlägt mit Händen und Füßen um sich und reckt und streckt die Glieder in ihrer großen Noth. Daher kommt es, daß der See, der heute nach ihr der Peipus heißt, immer Wellen schlägt und stürmende Wogen wälzt.

Mannapuura gelangte glücklich in ihres Vater Schloß und ward bald darauf eines Königssohnes Gemahlin. Aber des Königs Karkus Namen trägt heute noch die Kirche zu Karkus und nach Mannapuura ist das Gut Mannapungern genannt, das nördlich am Peipus auf der Grenze zwischen Livland und Estland liegt. Der Fluß, der aus dem Silberkamm entstand, ist der Pliha-Fluß mit seinem glänzenden Wasser. Wer ihn heute kennt, begreift wohl seine Entstehung. Gradem Lauf mag er nicht nehmen; er springt nach rechts und links auf und ab wie die Zinken an einem Doppelskamm, ergießt sich in die Narowa und fällt mit ihr vereint in's Meer. Auch der Hechel-Wald hat lange gestanden, bis vor zweihundert Jahren die Schweden mit den Polen in's Land kamen und Krieg führten.

Die Polen verbargen sich im Walde, aber die Schweden zündeten ihn an und braunten ihn nieder. Der Berg aber, der aus dem Apfel der Königstochter aufwuchs, steht heute noch; nur sein Granit ist in Bruchstein verwandelt.

25. Wie der See zu Gusefüll entstand.

Vorzeiten hat es keinen See in Gusefüll¹⁾ gegeben; der ist erst später vom Gute Diso in Estland dahin getragen worden. Eines Tages zog von Norden eine große schwarze Wolke auf wie ein Sack und führte alles Wasser aus dem Diso-See mit sich. Vor der Wolke lief mit zornigem Gebrüll ein schwarzer Stier einher und oben in der Wolke flog ein alter Mann, der ohne Unterlaß schrie: See, nach Gusefüll! — Als der Stier gen Kersel²⁾ gekommen war, wo heute der Krug steht, stieß er wüthend sein Horn in den Boden und warf mit den Hufen zwei tiefe Gruben auf, die Jedermann noch heute rechts am Wege vor dem Kerselischen Kruge sehen kann.

Indeß schiffte die Wolke weiter und gelangte an den Ort, wo das Gut Gusefüll liegt. Zu dieser Stunde waren gerade alle Leute auf der Wiese und reichten Heu, und als sie die schwarze Wolke aufsteigen sahen, griffen sie hurtig zu, um die Ernte noch trocken einzubringen. Jetzt stand die Wolke über ihnen. Da fiel zuerst ein großes Messer mit hölzernem Griff herab, dann stürzten klatschend allerlei Fische nieder und zuletzt begann es heftig zu regnen.

Eilig flohen die Leute vom Felde und suchten ein Obdach. Eine Dirne aber, die ihre Perlenkette auf einem Heuschaber

liegen hatte und sie holen wollte, versäumte die Rettung. Plötzlich stürzten die Wogen des Sees von oben herab und begruben sie unter sich. Seitdem wohnt im See zu Gusefüll eine Nixe, die alljährlich ein Menschenleben zum Opfer verlangt und so geschieht es noch bis auf den heutigen Tag.³⁾

26. Das versunkene Schloß.

Wo heute die Wellen des Korfüllischen Sees¹⁾ rauschen, da stand vorzeiten ein stolzes Schloß. Darin lebte ein reicher Herr mit seiner Schwester, zu der sein Herz in unheiliger Leidenschaft entbrannt war. Wohl lockte hoher Lohn einen Priester, die Geschwister zu trauen, aber ohne des Papstes Dispens wagte er den Frevel dennoch nicht. Der Freiherr sandte nun dem Papste reiche Geschenke und empfing dagegen den Dispens. Voller Freuden richtete er die Hochzeit her, lud alle Edelleute der Nachbarschaft zum Fest und rief auch die jungen Bursche und Mädchen aus den Dörfern herbei, denen er auf dem Schloßhofe ein prächtiges Mahl bereitet. Als sie aber am Hochzeitstage den Schloßberg hinaufzogen zum Mahl, trat ihnen ein alter grauer Mann entgegen, und hieß sie umkehren.²⁾ Auf des Mannes Angesicht lag ein so tiefer Ernst, daß Niemand sich getraute ihm zu widersprechen. So kehrten sie um und zogen Alle heim.

Von den Bornehmen aber waren Viele gekommen und füllten den Hochzeitsaal. Eben als der Priester sein Amt verrichten wollte, trat der Oheim des Bräutigams vor den Freiherren hin und ermahnte ihn mit herzlicher Rede von seinem sündhaften Willen abzulassen. Der Bräutigam verachtete aber seines Oheims

Worte und wies des Papstes Brief und Siegel vor. Als er nun sah, daß der Bräutigam bei seinem Frevel beharrte, rief der Oheim aus: So empfanget das Verderben, die Ihr es suchet! Bei diesen Worten eilte er in's Freie, schwang sich auf sein Pferd und jagte davon.

Als er anderen Tages zum Hochzeitshause zurückkehrte, fand er den hohen Berg nicht mehr, auf dessen Gipfel das Schloß gestanden. Auf seiner einstigen Stätte wogte ihm ein breiter See entgegen, aus dessen tiefem Grunde noch die Spitzen der Schloßthürme herauschauten. So war das Schloß versunken und ein See bedeckte für ewig den Ort der Sünde.

27. Die blaue Quelle.

Im Westen von der Kirche zu Laiz¹⁾ liegt ein Bergrücken, dessen östlicher Theil im Volke der Willina-Berg heißt. Er fällt gegen Abend steil in's Land und der Paß, der über ihn hinführt und den höchsten Punkt aufsucht, wird von den Fuhrgäulen schwer erklimmen. Auf den anderen Seiten steigt er aber sanfter an und ist voller Klüfte und sumpfiger Gründe, aus deren Tiefe auch im heißen Sommer das Wasser nicht ganz verschwindet. Von den Gründen ist einer der größte, siebenzig Klafter lang und fünfzig Klafter breit und steht beim Volke von Alters her in Ehren. Ein junger Erlenwald umgiebt ihn, Blaubeeren bewachsen seine Ufer und Moos bedeckt seine Oberfläche, die unter Regengüssen schwillt und schaukelt wie eine Wiege.

Aus diesem Sumpf entspringt eine Quelle und heißt nach ihrer Farbe die blaue Quelle. Von ihr glaubte das Volk, daß sie nach Gefallen Regen oder Dürre und also Mißwachs oder

Erntesege geben könnte.²⁾ Wenn Dürre im Lande herrschte, so mußten drei Wittwen gleichen Namens am Sonntag zur Zeit des Gottesdienstes hingehen, die Quelle reinigen und ihre Mündung breiter machen. Jede trug einen Spaten, Rechen, Haken, einen Brodlaib und ein Gesangbuch mit sich. Wenn aber zu oft Regen fiel, ward die Quelle bis auf einen kleinen Spalt zugeworfen und das half sogleich.

Einnmal rissen drei Wittwen Anna die Quelle gar zu weit auf und gleich kam ein schrecklicher Regen über das Land. Darüber hatten die Weiber viel zu leiden, denn Jedermann im Volke verfolgte sie. Ein anderes Mal wanderten drei andere Weiber von fern her zur Quelle, um sie zu reinigen, als sie aber noch auf dem Wege waren und gegen Sootaga gelangten, verließ das Volk gerade die Kirche und kam ihnen entgegen. Also war ihre Reise vergeblich. Auch drei Wittwer gleichen Namens hatten sich einst zur Quelle aufgemacht. Da sie aber früh Morgens ausgezogen und schon vor dem Gottesdienste angelangt waren, gedachten sie im Krüge zu Sootaga die Zeit zu erwarten. Hier begannen die Männer zu zechen und trieben es so arg damit, daß sie die günstige Stunde versäumten.

Einst wollten die Leute wissen, wie tief die blaue Quelle wäre. Sie knüpften lange Seile an einander, banden einen Stein an's Ende und ließen das Seil in die Tiefe fallen. Als sie es wieder aufzogen, war der Stein verschwunden. Nun senkten sie einen Kessel hinab, der mit Steinen gefüllt war, wanden ihn nach einer Weile auf und nahmen mit Entsetzen wahr, daß an dem Seil ein blutiger Menschenkopf hing.³⁾ Als sie es von Neuem versuchen wollten, rief eine Stimme aus der Tiefe: Wenn Ihr es noch einmal thut, so müßt Ihr Alle versinken!⁴⁾ So geschah es, daß die Tiefe der blauen Quelle unbekannt blieb.

28. Die zwölf Töchter.

Ein armer Tagelöhner hatte zwölf Töchter, unter ihnen zwei Paar Zwillinge. Die blühenden Mädchen waren alle frisch und gesund und gar wohlgefittet. Wer aber die dürftigen Verhältnisse der Eltern wahrnahm, dem mußte es unbegreiflich scheinen, wie sie der großen Kinderschar Nahrung und Kleidung zu schaffen vermochten. Die Kinder waren tagtäglich gewaschen und gekämmt und gingen immer in frischen, weißen Hemden einher¹⁾ wie Herrnkinder. Einige meinten, der Tagelöhner halte sich einen heimlichen Schatzträger,²⁾ Andere hielten ihn für einen Hexenmeister, wieder Andere für einen Wundzauberer, der im Wirbelwinde verborgene Schätze zusammenraffe.³⁾ In Wahrheit verhielt es sich aber ganz anders. Des Tagelöhners Weib hatte heimlich eine gute Fee, welche die Kinder nährte, pflegte und sauber hielt. Als die Frau noch in ihrem Mädchenstande auf einem fremden Bauernhof diente, sah sie drei Nächte hinter einander im Traum, wie eine hohe Frau auf sie zutrat und ihr befahl, in der Johannisnacht⁴⁾ zur Quelle des Dorfes zu gehen. Sie hätte vielleicht den Traum nicht sonderlich beachtet, wenn nicht am Johannisabend beim Feuer ein Stimmchen ihr wie eine Mücke beständig in's Ohr gesummt hätte: Geh zur Quelle, geh zur Quelle, wo die Ader Deines Glückes rauscht! — Wenngleich sie nicht ohne einen gelinden Schreck den geheimnißvollen Rath vernahm, faßte sie sich doch endlich ein Herz, schlich aus der Schar der anderen Mädchen davon, die auf der Schaukel und um das Feuer herum lärmten, und machte sich zur Quelle auf. Aber je näher sie derselben kam, desto stärker schlug ihr das Herz; sie wäre gewiß mitten auf dem Wege umgekehrt, wenn ihr das Mückenstimmchen im Ohr Ruhe gelassen hätte. So mußte sie unwillkürlich vorwärts. Als sie näher kam, sah sie eine Frau in weißen Gewändern auf einem Stein

an der Quelle sitzen. Die Frau gewahrte wohl, wie ängstlich das Mädchen herankam, erhob sich von ihrem Sitz, ging ihm einige Schritte entgegen, bot ihm die Hand zum Gruß und sprach: Fürchte Dich nicht, liebes Kind, ich will Dir nichts zu Leide thun! Sieh aber Acht und merke Dir wohl, was ich Dir verkünde: In diesem Herbst wird man um Dich freien. Der Mann ist so arm wie Du, aber laß Dich das nicht kümmern, sondern nimm seinen Brautwein entgegen.⁵⁾ Ihr seid Beide brave Menschen, deshalb will ich Euch Glück bringen und Euch forthelfen. Lasset mir nicht ab von Fleiß und Arbeit, sonst kann Euch kein dauerndes Glück zu Theil werden! Nimm dies Säckchen und stecke es ein; es sind nur einige Lägersteinchen darin.⁶⁾ Nach der Geburt Deines ersten Kindes wirf ein Steinchen in den Brunnen, damit ich Dich zu besuchen komme. Wenn das Kind zur Taufe geführt wird, so will ich zu Gevatter stehen. Von unserer nächtlichen Zusammenkunft und Unterredung laß gegen Niemanden etwas verlauten. Und so muß ich für diesmal Abschied von Dir nehmen! — Mit diesen Worten war die wunderbare Fremde den Blicken des Mädchens entschwunden, als wäre sie unter die Erde gesunken. Die Dirne hätte vielleicht auch dieses Begebniß für einen Traum gehalten, wenn nicht das Säckchen in ihrer Hand sie eines anderen befehrt hätte. In dem Säckchen fand sie aber zwölf Lägersteinchen.

Wie es die Frau in der Johannisnacht prophezeit, so erfüllte es sich nachmals. Das Mädchen wurde im Herbst verheirathet und der Mann war ein armer Knecht. Im nächsten Jahr brachte die junge Frau ihr erstes Töchterchen zur Welt, rief sich in's Gedächtniß, was ihr als Mädchen in der Johannisnacht begegnet war, erhob sich heimlich aus dem Bette, ging an den Brunnen und warf ein Steinchen hinab. Klatschend sank es in die Tiefe. Im selben Augenblick stand die gute Fee in weißem Gewande

vor ihr und sprach: Ich danke Dir, daß Du Dich meiner erinnert hast. Laß Sonntag nach vierzehn Tagen das Kind zur Taufe bringen, dann will ich auch zur Kirche kommen und ihm zu Gevatter stehen!

Als man nun das Kind in die Kirche brachte, trat eine fremde Frau hinzu, nahm das Kind in die Arme und ließ es taufen. Nach der Taufe band sie einen Silberrubel in die Windeln des Kindes und gab es der Mutter zurück. Ebenso geschah es später nach der Geburt eines jeden anderen Kindes, bis ihrer ein Duzend da waren. Nach der Geburt des letzten Kindes hatte die Fee der töchterreichen Mutter gesagt: Von heute an wird Dein Auge mich nicht mehr erblicken, wenn ich auch unsichtbar täglich um Dich und Deine Kinder sein will. Bei dem Wasser des Brunnens werden aber Deine Kinder besser gedeihen, als bei der leckersten Kost. Naht die Zeit heran, daß Deine Töchter sich verheirathen, so sollst Du einer Jeden den Silberrubel, den sie von mir zum Pathengeschenk erhalten, als Mitgift in den Brautkasten thun. In ihrem Mädchenstande soll nichts Anderes ihr Schmuck sein, als Sonntags und Werktags die saubersten Hemden und Tücher! —

Die Kinder wuchsen und gediehen, daß es eine Lust war. Brot gab es fast immer in der Hütte des Tagelöhners, bisweilen wohl auch ein Süppchen oder dergleichen; aber am meisten schienen Eltern und Kinder von dem Wasser des Brunnens gestärkt zu werden. Die älteste Tochter ward an einen wohlhabenden Bauernsohn verheirathet. Wenngleich sie keine größere Mitgift hatte, als einige armselige Kleidungsstücke, so wurde doch ein Brautkasten hergerichtet und die Kleider nebst dem Pathenrubel hinein gethan. Als die Männer den Brautkasten auf den Wagen hoben, fanden sie ihn sehr schwer und meinten, er wären wohl Steine darin, da ja der arme Tagelöhner sonst nichts an Hab und Gut

der Tochter mitzugeben hätte. Größer war aber das Erstaunen der jungen Frau, als sie im Hause ihres Mannes den Kasten öffnete und ihn mit ganzen Stücken Leinwand angefüllt fand und auf dem Grunde einen ledernen Beutel mit hundert Silberrubeln entdeckte. Ganz ebenso ging es darauf bei der Verheirathung der übrigen Töchter her, die nicht lange im Elternhause blieben, als es unter den Leuten bekannt geworden war, welch' eine Mitgift der reiche Brautkasten jeder auf den Weg gab.

Aber einer der Schwiegeröhne war sehr habfüchtig und mochte sich nicht damit zufrieden geben, was ihm die junge Frau als Brautschatz im Kasten zugebracht. Wenn sie jeder Tochter so viel mitgeben können, dachte er, so müssen die Eltern zu Hause noch große Schätze verborgen halten! — Daher kam er eines Tages zum Schwiegervater zu Besuch und begann ihn wegen der Schätze zu drängen. Der Tagelöhner sprach der Wahrheit gemäß: Ich habe keinen Heller hinter Leib und Seele! So konnte ich auch meinen Töchtern weiter nichts als einen Brautkasten mitgeben. Was eine jede in ihrem Kasten gefunden, rührt nicht von mir her, sondern ist das Pathengeschenk der Taufmutter, die jedem Kinde bei der Taufe einen Silberrubel schenkte. Diese edelherzige Gabe hat den Schatz im Kasten gehehrt! — Der habfüchtige Schwiegersohn glaubte diesen Worten nicht und drohte vor Gericht anzuzeigen, daß der Alte ein Hexenmeister und Windzauberer sei, der auf bösen Wegen große Schätze zusammengebracht habe. Der Tagelöhner ließ sich die Drohung seines Schwiegersohnes nicht zu Herzen gehn, da er sich von einer solchen Schuld rein wußte. Aber der Schwiegersohn erfüllte seine Drohung und machte Anzeige vor Gericht. Nun ließ das Gericht die anderen Schwiegeröhne vorladen und verlangte zu wissen, ob jeder von ihnen so viel Gut als Mitgift erhalten? Die Männer bestätigten es, daß jeder einen vollen Kasten mit Leinwand und hundert Silber-

rubel empfangen habe. Das setzte Alle in Verwunderung, da in der ganzen Umgegend die Armuth des Tagelöhners bekannt war, der keinen anderen Reichthum besaß, als seine zwölf hübschen Töchter. Zwar wußten die Leute, daß diese Töchter von klein auf stets reine, weiße Hemden getragen hatten, einen anderen Schmuck aber, wie Spangen und Schnallen vor der Brust, oder bunte Tücher um den Hals, hatte Niemand an ihnen bemerkt. Die Richter beschloßen daher, der wunderlichen Sache auf den Grund zu kommen und zu erforschen, ob der Alte wirklich ein Hexenmeister sei.

Eines Tages zogen die Richter mit vielen Häschern aus der Stadt, um die Hütte des Tagelöhners mit Wachen zu umstellen, damit Niemand die Flucht ergreifen, oder irgend etwas von den Schätzen heimlich bei Seite schaffen könnte. Der habgierige Schwiegersohn ward zum Führer genommen. Als sie an den Wald gelangt waren, in dessen Schatten des Tagelöhners Hütte stand, stellten sie nach allen Seiten Wachen aus, damit kein lebendes Wesen davonkäme, bevor die Sache klar und offenbar wäre. Auch die Pferde ließ man hier am Waldesfaum zurück und ging geraden Weges einen Fußpfad entlang auf die Hütte los. Der Schwiegersohn als Wegweiser hieß sie leise auftreten und Schweigen beobachten, da der Zauberer sonst auf Windesflügeln sich davonmachen könne. Nach einer Weile standen sie schon nahe bei der Hütte, als plötzlich eine wunderbare Helle durch die Bäume ihnen entgegenstrahlte. Wie sie weiter schritten, stieg ein großes, schönes Haus von Krystall vor ihren Augen auf, darin brannten viele hundert Kerzen, wengleich draußen und drinnen der Sonnenschein hell genug leuchtete. Zwei Krieger, ganz in Erz gehüllt und lange bloße Schwerter in der Hand, standen als Wachen vor der Thür. Die Richter wußten nicht, was sie von der wunderlichen Sache denken sollten, denn alles das schien ihnen mehr

einem Traum zu gleichen, als der Wirklichkeit. Da trat aber ein schöner Jüngling in seidenem Kleide aus der Thür und sprach: Unsere Königin hat befohlen, daß der oberste Richter vor ihr Angeficht beschieden werde! — Dem Richter war es zwar etwas bang zu Muth, aber er schritt doch hinter dem Jüngling her über die Schwelle in's Gemach.

Wer vermöchte all' die Pracht und Herrlichkeit herzusagen, die sich da vor seinen Augen aufthat! In einem stolzen Saal, der so groß war, wie eine Kirche, saß in Seide, Sammet und Gold eine Frau auf einem Throne, einige Fuß tiefer aber hatten auf kleineren goldenen Sesseln zwölf schöne Jungfrauen Platz genommen, nicht minder prächtig geschmückt wie die Königin, doch trug keine gleich der fürstlichen Frau die Krone auf dem Haupt. Zu beiden Seiten des Saales standen in Scharen die Diener, alle in weißen seidenen Kleidern und mit goldenen Ketten um den Hals. Als der oberste Richter unter Bücklingen näher getreten, fragte ihn die Königin: Warum seid Ihr heute mit einer Schar von Häschern ausgezogen, als hättet Ihr nach Uebelthätern fahnden müssen? — Der Richter wollte antworten, aber der Schreck lähmte ihm die Zunge, so daß er kein Wörtchen herausbrachte. Da sprach die Königin weiter: Ich kenne die ganze Bosheit und die falsche Anlage wohl, denn meinen Augen bleibt nichts verborgen. Lasset den falschen Ankläger vortreten! Zuvor aber legt ihm Hände und Füße in Ketten, dann will ich ihm Gericht sprechen. Auch die anderen Richter und Häscher sollen eintreten, auf daß Alles offenbar werde und sie hernach Zeugen sein könnten, daß hier Niemandem Unrecht geschieht!

Einer von den weißgekleideten Dienern der Königin eilte hinaus um ihren Befehl zu vollziehen. Nach einer Weile führte man den verleumderischen Schwiegersohn herein; er war an Händen

und Füßen gefesselt und sechs geharnischte Krieger bewachten ihn. Ihnen folgten die übrigen Richter und deren Knechte. Dann hub die Königin also an:

Bevor ich dem Verleumder nach Verdienst Urtheil und Recht spreche, muß ich Euch kurz der ganzen Sache Hergang erklären. Ich bin die oberste Wasserbeherrscherin⁷⁾ und alle Quellen und Andern, die aus der Erde sprudeln, stehen unter meiner Gewalt. Des Windkönigs ältester Sohn war mein Liebster,⁸⁾ da aber sein Vater ihm nicht gestattete ein Weib zu nehmen, so mußten wir zu seinen Lebzeiten unsere Ehe vor ihm geheim halten. So war es mir nicht möglich, meine Kinder zu Hause aufzuziehen und deshalb vertauschte ich jedesmal, wenn die Frau des Tagelöhners niederkam, ihr Kind gegen das meine.⁹⁾ Des Tagelöhners Kinder wuchsen als Pfleglinge im Hause meiner Ruhme auf. Wenn die Zeit herankam, wo eine von des Tagelöhners Töchtern Hochzeit machte, so ward ein abermaliger Tausch vollzogen. Jedesmal ließ ich in der Nacht vor der Hochzeit meine Tochter abholen und dafür des Tagelöhners Tochter hinbringen. Der alte Windkönig hütete schon lange das Krankenbett und merkte nichts von unserem Betrage. Am Taufstage schenkte ich jedem Kinde des Tagelöhners einen Silberrubel, der im Brautkaften die Mitgift für kommende Tage hecken sollte. Die Schwiegerföhne waren auch alle mit ihren jungen Frauen und dem Braut- schatz zufrieden, nur dieser ruchlose Nimmerfatt, den Ihr hier gefesselt seht, erhob falsche Klage wider seinen Schwiegervater, in der Hoffnung, dadurch größere Schätze zu erlangen. Vor zwei Wochen ist der alte Windkönig gestorben und mein Gemahl an seiner Statt zum Herrscher erhoben. Jetzt bedürfen wir nicht weiter der Heimlichhaltung unserer Ehe und unserer Kinder. Hier sitzen vor Euren Augen meine zwölf Töchter. Ihre Pflegeeltern, der Tagelöhner mit seiner Frau, haben bei mir das Gnadenbrot

und werden bei mir bleiben bis an ihr Ende. Aber Du, ruchloser Bösewicht, den ich in Ketten werfen ließ, sollst alsbald den verdienten Lohn empfangen! Ich will Dich in Deinen Ketten in einen Goldberg sperren lassen, damit Deine gierigen Augen ohne Unterlaß das Gold schauen sollen, wovon Dir doch nimmer ein Körnchen zu Theil werden wird. Siebenhundert Jahre sollst Du diese Qual erleiden, bevor dem Tode Gewalt gegeben wird, Dich zur Ruhe zu bringen. Das ist mein Spruch und Urtheil!

Wie die Königin also gesprochen, geschah ein Krachen gleich einem heftigen Wetterschlag, daß die Erde erbebte und die Richter sammt ihren Gefellen betäubt zu Boden fielen. Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachten, fanden sie sich im selben Walde, wohin ihr Führer sie zuvor geleitet, wieder, aber da, wo noch eben das herrliche Krystallhaus in Schönheit und Pracht gestanden, ließ eine kleine Quelle ihr kaltes, klares Wasser dem Boden entsprudeln. — Von dem Tagelöhner, seiner Frau und von dem habfüchtigen Schwiegersohn hat man später nichts vernommen noch gesehen. Aber seine wohlhabende Wittwe nahm im Herbst einen anderen Mann, mit dem sie glücklich lebte bis an ihr Ende.

Sagen über die Entstehung von Kirchen.

29. Die Kirche zu St. Olai.

Vor langer Zeit war Reval noch ein geringes Städtchen. Es konnte und wollte nicht gedeihen. Handel und Wandel mangelte ihm und tiefer im Lande wußte man nichts von Reval. Selbst eine Kirche fehlte noch im Städtchen. Wohl wünschten die Bürger ihrer Stadt einen Namen zu machen, wußten aber kein Mittel dazu. Sie setzten zwar mancherlei in's Werk, Alles aber schlug ihnen fehl. Endlich kam Einem unter ihnen ein guter Einfall: er hieß sie eine Kirche bauen, deren Gleichen nicht mehr im Lande wäre. Dieser Rath gefiel Allen wohl. Nach vielem Suchen und Forschen fanden sie den weisen Meister Olaf, der gegen unermesslichen Lohn den Bau der Kirche übernahm und ihr einen so hohen Thurm zu setzen versprach, wie ihn noch keines Menschen Auge zuvor gesehn. Ohne Verzug ging er an die Arbeit und förderte sie in solcher Eile, daß er in Kurzem sein Werk fast schon vollendet hatte. Die Kirche war groß und schön und lobten sie Alle, die sie sahen, zumeist aber staunten sie über den hohen Thurm. Nun war es schon so weit mit dem Bau, daß nur das Kreuz auf der Spitze des Thurmes noch fehlte. Diese Arbeit wollte Olaf keinem Anderen anvertrauen. Er selbst gedachte das Kreuz auf die Spitze zu setzen und so sein Werk zu krönen, damit aller Ruhm und Dank ihm allein zufalle. Dann

solte er auch seinen Lohn von den Bürgern erhalten. Als er sich zu Hause zum letzten Werke rüstete, rief sein Weib voll Freuden aus: Heute kehrt Olaf heim und führt tausend Tonnen Goldes mit!

Glücklich richtete Olaf das Kreuz auf dem Thurme auf, doch kaum war es geschehen, da glitt er aus und stürzte von oben in die Tiefe. Wie er unten auf dem Boden aufschlug, sprang ihm eine Kröte und eine Schlange aus dem Munde. Auf diesem Plage ward Olaf auch begraben und sie setzten ihm einen Stein, darein sein eigen Bildniß mit Kröte und Schlange gehauen war. Die Kirche aber nannte das Volk seitdem die Olai-Kirche, zum Gedächtniß ihres weisen Erbauers. 1)

Je mehr aber alles Volk sich des herrlichen Gotteshauses freute, um so mehr verdroß das den Teufel. Lange zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er es anfinge, die Kirche zu zerstören. Wenn er ihr nur hätte nahe kommen können, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen; aber das durfte er nicht. Da fiel ihm endlich ein Mittel ein, wie er es von fern thäte. Er suchte sich in Bernau eine derbe Schleuder, raffte einen mächtigen Stein auf, preßte ihn in die Schleuder und nahm einen Ansaß. Wie er nun gerade die Schleuder umwirbelte, zerriß sie unter der Last des ungeheuren Steines, aber der Stein flog dennoch über die Hälfte seiner Bahn fort, bis er auf dem Felde beim Gute Ruil, an der Straße, die von Bernau nach Reval führt, liegen blieb. Und da ruht des Teufels Schleuderstein noch eben.

30. Die Kirche zu Pühalepp.

Vor Ankunft des Christenthums in unserem Lande stand auf der Insel Dagö ein großer Erlenhain, wo das Volk den Göttern opferte und Feste feierte. Als das Christenthum sich ausbreitete, ward der ganze Hain niedergehauen. Nur ein uralter herrlicher Baum blieb stehen. Bei diesem Baum wollte das Volk von Dagö die neue Kirche errichten, die Kreuzfahrer stritten aber heftig dagegen. Darüber entstand zwischen ihnen ein Hader und weil Niemand nachgeben wollte, drohte der Krieg auf's Neue auszubrechen. Da gab ihnen ein Mann aus dem Volke einen guten Rath, mit dem auch die Kreuzfahrer zufrieden waren. Sie sollten zwei Ochsen anschirren, den Wagen mit dem Bauholz der Kirche beladen und dann die Ochsen gehen lassen, wohin es sie gelüftete. Wo sie aber stehen bleiben würden, dahin sollten sie die Kirche setzen.¹⁾

Nun trieb aber der Mann die Ochsen zuvor zum Erlenhain, wo ein reichliches Gras wuchs, ließ sie da eine Weile fressen und führte sie dann zurück zum Wagen in's Geschirr. Kaum waren sie geschirrt und konnten gehen, wohin sie wollten, da eilten sie sogleich zurück zum Rasen bei dem heiligen Hain, machten Halt und fingen an zu fressen. Auf dieses Zeichen konnten auch die Kreuzfahrer nichts mehr ausrichten und mußten es zufrieden sein, daß die Kirche beim alten Baum errichtet werde. Als sie aber vollendet war, ward sie vom Volke nach der heiligen Erle die Kirche zu Pühalepp²⁾ genannt.

Die neue Kirche war dem Bösen ein Dorn im Auge. Darum gedachte er sie mit Steinwürfen zu zerstören. In einer Nacht klonn er mit zwei gewaltigen Steinen auf den Apfelberg und begann zu werfen. Am Tage hatte er sich die Lage der Kirche genau gemerkt und hoffte nun sicher, daß er an zwei

Steinen genug haben werde, um sie zu treffen. Da er aber die Kirche im Finstern nicht sah, warf er doch ein wenig fehl. Der erste Stein fiel dicht an der Kirche nieder, der andere etwas weiter. Da aber der Teufel kein Gepolter von den stürzenden Mauern hörte, sprang er auf seine Währe, ritt hin und wollte sehen, wie es damit stände. Schon hatte er die Kirche erreicht, da krächte der Hahn. Zornig kehrte er um und eilte zur Hölle. Die Spuren von den Pferdetritten sind aber noch heute an jenem Orte zu sehen, wo der Hahnenstrei dem Bösen in's Ohr klang.

31. Die Kirche zum Heiligen Kreuz.

Auf dem Gute Wastemois bei Fellin lebte einst ein blinder Freiherr. Eines Tages fuhr er mit seinem Kutscher durch einen Wald. Da erblickte der Kutscher plötzlich am Wege ein herrliches goldenes Kreuz. Er mußte nicht, was er davon halten sollte und sagte es dem Freiherrn. Kaum vernahm es der, als er sogleich den Kutscher herzlich bat, ihn zum Kreuz zu führen. Als es geschehen war, berührte der Freiherr das Kreuz und ward alsobald sehend wie andere Menschen.¹⁾ Zum Zeichen seiner Dankbarkeit ließ er bald nachher auf der nämlichen Stätte, wo das goldene Kreuz gestanden, eine Kirche errichten, die nach diesem Wunder die Kirche zum Heiligen Kreuz hieß.

Als später in unserem Lande Krieg ausbrach, zerstörten die Feinde die Kirche zum Heiligen Kreuz, so daß nur ihre Mauern stehen blieben. Die Kirche ward nicht wieder aufgebaut, denn die Bauern waren zu arm und die Edelherrn wollten nichts

hergeben. So blieb Gottes Haus verfallen. Inzwischen wuchs auf dem Gemäuer ein hoher Baum auf, den hielt das Volk heilig, brachte ihm Opfer und erhoffte von ihm Hilfe in der Noth. Das war den Herren ein Greuel. Darum erging ein strenger Befehl, den Baum umzuhauen. Das Gemäuer lag aber auf der Grenze dreier Gaue. Aus diesen trieb man zur Erfüllung des Befehls alles Volk zusammen. Aber Niemand wagte Hand an den heiligen Baum zu legen.²⁾ Als der strenge Herr, der alles Volk zusammengetrieben, solches sah, ward er sehr zornig, ergriff eine Axt und schlug den Baum nieder. Wie aber solches geschehen war, verlor der Edelherr von Stunde an das Augenlicht und mußte als ein Blinder nach Hause geführt werden.

32. Die Kirche zu Kreuz.

Anfänglich gedachte man die Kirche zu Kreuz¹⁾ nicht auf ihrer heutigen Stätte zu errichten, sondern weit davon bei einem Krüge. Schon war der Bau zum Theil fertig, als der Böse davon Kunde erhielt. Sogleich eilte er zu den Bauleuten. Da er aber bei Tage nichts ausrichten konnte, kam er nachts wieder und zerstörte Alles, was am Tage gebaut war. Dennoch ließ das Volk von der Arbeit nicht ab. Das kränkte den Bösen noch mehr, er riß das Werk bis auf den Grund nieder und brach selbst die Untermauer aus der Erde.

Da war guter Rath theuer. Wohl begriffen die Bauleute, daß sie auf dieser Stätte nicht weiter bauen könnten, wo aber sonst, das wußte Niemand. In dieser Bedrängniß gab ihnen ein

Weiser²⁾ gute Auskunft. Zur selben Nacht, als der Böse die Kirche bis auf den Grund verwüstete, hatte eine Kuh zwei schneeweiße Kälber. Diese sollten sie aufziehen, vor einen Wagen spannen, wenn sie groß wären, auf den Wagen ein Kreuz legen und sie ihres Weges frei gehen lassen. Wo sie aber stehen blieben, das wäre die Stätte der neuen Kirche, da sollten sie, sagte der Weise, das Kreuz aufrichten und brauchten ferner nicht zu besorgen, daß Jemand käme und ihr Werk verdürbe.

Die Bauleute thaten nach der Lehre des Weisen. Wo die jungen Stiere stehen blieben, richteten sie das Kreuz auf und begannen ihr Werk von Neuem. Der Böse scheute das Kreuz und wagte ferner nicht am Bau zu rühren. Glücklich ward die Kirche vollendet und zu Ehren des schützenden Kreuzes die Kirche zu Kreuz geheißten.

33. Die Kirche zu Goldenbeck.¹⁾

Zwei Männer gingen zum Walde Holz hacken. Als sie sich nach dem Plaze umsahen, wo sie beginnen sollten, bemerkte einer von ihnen plötzlich mehrere Schlangen²⁾ vor sich. Er ergriff einen derben Stecken und schlug einige Schlangen todt, die anderen aber entflohen. Schnell rief er seinen Gefährten herbei, um sie zu verfolgen. Aber wie entsetzten sie sich, als sie unversehens an einen ungeheuren Schlangenhafen geriethen. Mitten im Haufen saß hoch aufgerichtet eine dicke Schlange mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe.³⁾ Ueber diesen Anblick erschrafen die Männer gewaltig und rannten davon, als sie sich aber umschauten, gewahrten sie, daß der Schlangenkönig sie verfolgte.

Nun liefen sie, was sie laufen konnten, aber die Schlange kam ihnen immer näher. Da wandte sich der eine Mann um und traf die Schlange mit der Axt auf den Kopf. Im selben Augenblick verschwand die Schlange und vor ihnen lag ein großer Haufen Gold.⁴⁾ Darauf eilten die Männer zum Schlangenhaufen zurück, da war aber keine Schlange mehr zu sehen, sondern wiederum ein Haufen Gold. Jetzt schafften sie den Fund nach Hause und theilten den einen Haufen unter sich, für den anderen aber ließen sie daselbst eine stattliche Kirche erbauen, die fortan im Volke nach dem gefundenen Golde die Kirche zu Goldenbeck genannt wurde.

34. Die Kirche zu Fellin.

Vorzeiten lag die Fellinsche Kirche nicht mitten in der Stadt, sondern außerhalb derselben hart am See. Als man sie erbaute, ging im Volke die Rede, daß sie so lange stehen werde, bis einmal sieben Brüder zugleich in die Kirche kämen. Weil nun weit und breit die Leute darum wußten, so gaben alle Brüder wohl Acht, daß sie nicht mitsammen im Gotteshause wären. Daher sah man auch nicht einmal drei Brüder zugleich in der Kirche.

Einst aber trafen dennoch sieben Brüder in der Kirche zusammen und keiner wußte um des anderen Kommen. Kaum waren sie alle eingetreten, als die Kirche zu sinken begann. Voller Angst drängte das Volk hinaus und Alle retteten das Leben. Nur die sieben Brüder, um welcher willen die Kirche untergehen mußte, blieben darin. Die Kirche versank aber so tief, daß auch die Thurmspitze verschwand.

Wer in der Neujahrsnacht um die zwölfte Stunde bei der Stätte der versunkenen Kirche steht, vernimmt eine wunderbare, bewegliche Stimme, die Jeden anlockt und Jeden zwingt, ihrem Klange zu lauschen. Und nicht früher kann der Lauscher von dieser himmlischen Stimme scheiden, als bis die Kirchenglocken, die noch unter der Erde fortklingen, den letzten Ton ausgeläutet haben. Die Stätte der Kirche erscheint aber dem Auge heutigen Tages nicht anders als ein quelliger Wiesengrund.¹⁾

35. Der mitleidige Schuhmacher.

Vorzeiten, als der liebe Gott selber noch auf Erden ging, trug es sich zu, daß er einst in Bettlergestalt in ein Bauernhaus trat, wo man gerade Taufe hielt. Da bat er die Leute um Herberge. Sie nahmen ihn aber nicht auf, gaben vor, es wäre kein Platz da und könne ihm gar leicht geschehn, daß er bei dem Lärmen unter die Füße der Gäste gerathe. Wohl versprach der Arme, er wolle unter den Ofen kriechen und sich still halten; sie achteten seiner Bitte nicht, wiesen ihm die Thür und hießen ihn zur Kothe gehen, oder wohin er sonst wolle.

In der Kothe wohnte ein Schuhmacher, der sich gegen die Armen und Elenden immer gar mitleidig bezeugte und lieber selbst Hunger litt, als daß er einen Bedürftigen ohne Gabe von seiner Schwelle entlassen hätte. Zu diesem kam nun der liebe Gott und bat um ein Nachtlager. Der Schuhmacher nahm ihn freundlich auf, gab ihm zu essen und wies ihm zur Nacht sein eigen Bett an; er selbst aber legte sich auf ein Strohlager zur Ruhe.

Am andern Morgen nahm der liebe Gott Abschied, dankte dem Röthner und sprach: Ich bin Der, welcher Gewalt hat Alles zu vollbringen, was das Herz ersinnt. Du hast mich freundlich aufgenommen und ehrlich bewirthet, darum bin ich Dir von Herzen dankbar und will es Dir vergelten. Sprich jetzt einen Wunsch aus und er soll erfüllt werden! ¹⁾

Der Schuhmacher sprach: So wünsche ich denn, daß ich allezeit,

wenn ein Armer kommt und meine Hilfe begehrt, ihm geben könnte, wessen er am meisten bedarf, und daß es mir selbst meines täglichen Brotes nicht mangle, so lange ich lebe!

Es geschehe also! sprach der liebe Gott, nahm Abschied und ging.

Indessen zechten und praßten die Leute auf dem Bauernhof und gedachten nicht des Sprichwortes: Ein großer Bissen zerreißt den Mund, oder: Der Mund sei des Magens Maß! Durch ihre Sorglosigkeit brach Feuer aus und es war noch ein Glück, daß sie das nackte Leben retteten. Hab und Gut brannte zu Asche und nun waren sie Alle ohne Obdach. Die Gäste eilten nach Hause, aber der Bauer mit seinem Gesinde mußte in des Schuhmachers Hütte eine Zuflucht suchen. Der nahm sie liebevoll auf, gab ihnen Kleider und Schuh, speiste und tränkte sie, und trug Sorge, daß ihnen nichts mangelte, bis sie sich wieder ein Obdach zu schaffen vermochten.

Uebrigens aber kamen alle Tage Nothleidende zu dem Schuhmacher und Jeder empfing sein reichlich Theil.

Wie er nun also austheilte und Keinem eine Gabe verweigerte, schalt ihn das Gesinde und sprach: Was hast Du davon, daß Du Allen giebst? Du kannst ja doch die Welt nicht warm heizen! Er sagte: Wir sollen unseren Nächsten lieben wie uns selbst!

Als der Schuhmacher endlich fühlte, daß sein letztes Stündlein herannahe, kleidete er sich sauber an, ergriff einen Stecken aus Wacholderholz und machte sich auf den Weg zur Hölle. Schon der Thorwart der Hölle erbebte, wie er ihn erblickte, und rief: Wirf den Stecken nieder! In der Hölle mag man eine solche Rüstung nicht leiden! Aber der Schuhmacher ließ sich diese Rede nicht kümmern, sondern ging seines Weges fürbaß. Endlich kam ihm der Höllenfürst selbst entgegen und schrie: Wirf den Stecken nieder und laß uns mit einander ringen! Ueberwindest Du mich,

so will ich Dein Knecht sein, wenn ich aber Dich bezwinde, so mußt Du mir dienen!

Damit war der Schuhmacher nicht zufrieden, sondern sprach: Ringen will ich mit Dir nicht, denn Du hast so sehr dumme Hände; aber komm' Du mit einem Stecken wider mich!

Als nun der Teufel ihm widerredete und ihn nochmals den Stecken niederwerfen hieß, schlug ihn der Schuhmacher damit tüchtig hinter's Ohr. Da erzitterte die Hölle und der Teufel mit seinen Gefellen verschwand plötzlich, wie Blei in's Wasser sinkt.

Nun schritt der Schuhmacher weiter und beschaute bedächtig das Innere der Unterwelt. In einem Saal lag auf dem Tisch ein großes Buch, worin die Seelen aller Kinder, die vor ihrer Taufe gestorben waren, verzeichnet standen. Neben dem Buche lagen viele Schlüssel, mit welchen man die Kammern öffnete, wo der Kinder Seelen eingeschlossen waren. Da nahm er die Schlüssel, befreite die unschuldigen gefangenen Seelen und ging mit ihnen zum Himmel ein, wo man ihn ehrenvoll empfing und zum Gedächtniß seiner guten That ein Freudenfest feierte.

36. Die Unterirdischen.¹⁾

Einft war ein Mann in einer stürmischen Nacht zwischen Weihnacht und Neujahr vom Wege abgekommen. Durch die tiefen Schneeriften watend erlahmte seine Kraft und er konnte seinem Schicksal danken, daß er endlich unter einem dichten Wacholderbusch Schutz vor dem Winde fand. Hier gedachte er über Nacht zu bleiben, da er am anderen Morgen bei Tageslicht den Weg leichter zu finden hoffte. So zog er sich denn wie ein Igel zu-

sammen, wickelte sich in seinen warmen Pelz und war bald eingeschlafen. Eine Weile mochte er so unter dem Busch geschlafen haben, als er sich von Jemand gerüttelt fühlte. Als er aus dem Schlafe auffuhr, schlug eine fremde Stimme an sein Ohr: Heda Nachbar! Steh auf, sonst begräbt Dich der Schneesturm unter der Trift, daß Du hernach nicht mehr herauskommst! — Der Schläfer hob den Kopf aus dem Pelz und öffnete die schlaftrunkenen Augen. Da sah er einen langen Mann von schlankem Wuchse vor sich stehen, der einen jungen Kieferbaum, wohl doppelt so hoch wie er selbst war, als Stock in der Hand trug. Komm mit mir! sprach der Mann mit dem Kiefernstock, — wir haben im Walde unter dem Schutz der Bäume ein Feuer angemacht, wo es sich besser ruht, als hier auf freiem Felde! —

Ein so freundliches Anerbieten durfte der Bauer nicht zurückweisen. Er stand sogleich auf und machte sich mit dem fremden Mann auf den Weg. Der Schneesturm wüthete heftig, so daß man auf drei Schritt Entfernung nichts erkennen konnte; sobald aber der Fremde seinen Kiefernstab aufhob und mit lauter Stimme rief: Oho, Sturmfrau! gieb uns den Weg frei! — so entstand vor ihnen eine breite Straße, wohin auch nicht das kleinste Schneeflöckchen drang. Links und rechts und hinter ihnen tobte der Schneesturm wie unsinnig, aber die Wanderer litten davon keine Beschwerde. Es war als hätte auf beiden Seiten eine unsichtbare Mauer dem Sturm gewehrt, auf sie einzudringen.

Nach einer Weile gelangten die Männer in den Wald, wo der Schein eines Feuers ihnen schon von fern in's Auge fiel.

Wie heißest Du? frug der Mann mit dem Kiefernstock und der Bauer antwortete: Des langen Hans Sohn Hans!

Am Feuer saßen drei Männer und trugen weiße leinene Kleider wie mitten im Hochsommer. Etwa dreißig oder mehr Schritt im Umkreise von ihnen schien voller Sommer zu herrschen.

Der Moosgrund war trocken und mit grünen Blättern und Pflänzchen bestanden und auf dem Rasen liefen Ameisen und Käferchen hin und her. Und doch vernahm des langen Hans Sohn weither vom Felde das Brausen des Sturmes und das Gewirbel der Schneeflocken. Noch sonderbarer erschien ihm das lodernde Feuer, das einen gar hellen Schein verbreitete, aber nicht den geringsten Rauch gab. — Was meinst Du, Sohn des langen Hans, scheint dies Plätzchen nicht ein besseres Nachtlager zu bieten, als jenes draußen auf dem Felde unter dem Wacholderbusch? frug ihn der Fremde. Hans mußte es zugeben und dem fremden Manne für seine treffliche Wegweisung noch Dank wissen. Dann warf er seinen Pelz ab, rollte ihn zu einem Kopfkissen zusammen und streckte sich am Feuer nieder. Der Mann mit dem Kiefernstock trug seinen Läger aus dem Gebüsch herbei und bot unserem Hans einen Labetrunk. Das süße Getränk mundete ihm sehr und es ward ihm ganz wohl um's Herz. Der Mann mit dem Kiefernstock warf sich gleichfalls nieder und begann mit seinen Gefährten in einer fremden Sprache zu reden, von der unser Hans kein Wörtchen verstand. Deshalb war er binnen Kurzem eingeschlafen.

Als er erwachte, fand er sich allein an einem fremden Orte, wo es weder einen Wald noch ein Feuer gab. Er rieb sich die Augen, rief sich das nächtliche Begebniß in Erinnerung und glaubte schon Alles geträumt zu haben, konnte aber doch nicht begreifen, wie er an diesen fremden Ort gerathen sei. Aus der Ferne drang ein gewaltiges Getöse an sein Ohr und er fühlte, wie der Boden unter seinen Füßen zitterte. Hans horchte eine Zeit lang auf, woher das Getöse käme, und beschloß dann in dieser Richtung vorwärts zu gehen, da er auf diese Art unter Menschen zu kommen hoffte. Wie er so dahinging, gelangte er vor eine Felsenhöhle, aus der das Getöse hervorscholl und ein schwacher Feuerchein

ihm entgegenstimmerte. Er trat in die Höhle und traf da auf eine ungeheure Schmiede mit vielen Blasebälgen und Ambossen. Um jeden Amboss standen sieben Arbeiter. Märrischere Schmiede möchten wohl auf der Welt nicht zu finden sein! Die kniehohen Männchen hatten Köpfe, die größer als ihre schwachen Körperchen waren, und schwangen Hämmer in der Hand, die wohl doppelt so lang waren, als ihre Träger. Diese schweren Eisenkeulen ließen die Männchen so gewaltig auf die Ambosse niederfallen, daß selbst die allerstärksten Männer keine wuchtigeren Schläge hätten führen können. Die kleinen Schmiede trugen nichts Anderes am Leibe als Lederschürzen, die ihnen vom Halse bis zu den Füßen reichten: am Rücken waren sie nackt, wie Gott sie geschaffen hatte. Im Hintergrunde an der Wand saß der unserm Hans bekannte Mann mit dem Kiefernstabe auf einem hohen Block und führte scharfe Aussicht über die Arbeit der kleinen Gesellen. Ihm zu Füßen stand eine hohe Kamme, aus der die Arbeiter ab und zu einen Trunk thaten. Der Herr der Schmiede trug nicht mehr seine weißen Kleider von gestern, sondern einen schwarzen ruffigen Rock und einen Ledergürtel mit breiten Schnallen um die Hüften. Den langen Kiefernstock hielt er aber in der Hand und gab damit den Gesellen von Zeit zu Zeit seine Winke, da hier im Getöse und Gedröhne Niemand ein menschliches Wort vernehmen konnte. Hans war ungewiß, ob ihn Jemand bemerkt hätte oder nicht, denn Meister und Gesellen verrichteten ihre Arbeit eusig weiter, ohne sich um den Fremden zu kümmern. Nach einigen Stunden durften die kleinen Schmiede Rast halten, ließen die Blasebälge stehen und warfen die schweren Hämmer nieder. Jetzt, als die Arbeiter die Höhle verließen, erhob sich ihr Herr vom Blocke und rief den Hans zu sich. Ich habe Deine Ankunft wohl bemerkt, sagte er, aber die eilige Arbeit gab mir nicht früher Muße mit Dir zu reden. Heute mußt Du mein Gast sein, um meine Lebensweise

und meine Haushaltung kennen zu lernen. Weile so lange hier, bis ich die Arbeitskleider ablege! — Mit diesen Worten zog er einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete im Hintergrunde der Höhle eine Thür in der Wand, wo er Hans eintreten und auf ihn warten hieß.

Die welche Reichthümer und Schätze breiteten sich hier vor Hansens Blicken aus! Ringsum standen überall Gold- und Silberblöcke aufgestapelt und glänzten dem Beschauer entgegen. Hans begann zum Spaß die Goldblöcke eines einzigen Haufens zu zählen und war gerade bis fünfhundert und siebenzig gekommen, als der Wirth zurückkehrte und lächelnd rief: Laß das Zählen, es würde Dir zu viel Zeit kosten! Nimm lieber etliche Stücke vom Haufen, die ich Dir zur Erinnerung schenken will. — Man kann sich denken, daß Hans sich das nicht zweimal sagen ließ. Er umfaßte mit beiden Händen einen Block, konnte ihn aber nicht von der Stelle rühren, geschweige denn aufheben. Der Herr der Schätze lachte und sprach: Du armseliger Schwächling vermagst nicht einmal mein kleinstes Geschenk fortzutragen, mußt Dich also schon damit zufrieden geben, Deine Augen daran weiden zu können! — Mit diesen Worten führte er Hans in eine andere Kammer, von da in eine dritte, vierte und so fort, bis sie endlich in die siebente Höhlenkammer gelangten, die reichlich von der Größe einer Kirche und gleich den anderen Kammern von oben bis unten mit Gold und Silber angefüllt war. Hans staunte beim Anblick dieser unermesslichen Schätze, womit man alle Könige der Welt hätte kaufen können, die aber hier unter der Erde nutzlos verborgen lagen. Er fragte den Wirth: Warum häufet Ihr so reiche Schätze hier an, wo kein lebendes Wesen das Gold und Silber nutzen kann? Können diese Schätze unter die Menschen, so würden sie alle reich werden und brauchte Niemand mehr zu arbeiten und sich abzuquälen! — Das ist es eben — versetzte

der Herr der Schätze, weshalb ich diese Reichthümer nicht unter die Menschen gelangen lassen darf; da ginge alle Welt in Trägheit zu Grunde, wenn Niemand mehr für sein täglich Brot zu sorgen brauchte. Der Mensch ist geschaffen, um sich mit Arbeit und Mühe zu erhalten! — Hans wollte das durchaus nicht wahr haben und stritt eifrig wider die Meinung des Hausherrn. Endlich bat er, ihm zu erklären, wozu all das Gold und Silber hier als eines einzigen Mannes Besitz aufgespeichert wäre, der Besitzer aber dennoch seinen Reichthum unermüßlich zu mehren bedacht sei, obgleich er schon mehr als die Fülle davon habe? — Der Hausherr antwortete: Ich bin kein Mensch, wenn ich auch menschliche Bildung und Gestalt trage; ich bin eines von den höheren Wesen, die nach Ahtaters Ordnung die Welt zu beherrschen und zu verwalten geschaffen sind. Nach seinem Gesetz muß ich und müssen meine Gefellen rastlos unter der Erde Gold und Silber bereiten, wovon alljährlich ein kleiner Theil zum Bedarf der Menschen herausgegeben wird, so viel sie zur Betreibung ihrer Geschäfte nothwendig brauchen. Doch soll Niemand diese Gabe mühelos empfangen. Wir müssen das Gold zuvor fein stampfen und die Körner mit Erde, Lehm und Kiez vermischen, wo man sie dann später glücklichenfalls entdeckt und mit vieler Mühe auswäscht. Aber, Freund, wir müssen unser Gespräch beenden, denn es ist bald Mittagszeit. Hast Du Lust, meine Schätze noch weiter zu beschauen, so bleibe hier und erfreue Dein Herz am Glanze des Goldes, bis ich Dich zu Tische rufe! — Mit diesen Worten schied er von Hans.

Hans schlenderte nun wieder allein aus einer Schatzkammer in die andere und versuchte hie und da ein kleineres Stück Gold vom Haufen zu rühren, was ihm aber ganz unmöglich war. Er hatte schon früher erfahrenere Leute von der Schwere des Goldes reden hören, aber nie glauben mögen, was er jetzt nach

eigenen Versuchen erlebte. Nach einiger Zeit kehrte der Hausherr zurück, aber so verwandelt, daß Hans ihn im ersten Augenblick nicht erkannte. Er trug hellrothe, feuerfarbene Seidengewänder, die mit goldenen Borten und Franzen prächtig geziert waren; ein handbreiter goldener Gürtel umschlang seine Hüften und auf dem Haupte saß ihm eine herrlich glänzende goldene Krone, aus welcher die Edelsteine wie Sterne in einer klaren Winternacht niederfunkelten. Statt des ehemaligen Kiefernstockes trug er in der Hand ein Stäbchen aus feinem Golde, an welchem Nester und Stimpfe saßen, so daß das Stäbchen wie ein Sprößling des großen Kiefernbaumes aussah.

Nachdem der königliche Hausherr die Thüren der Goldkammern verschlossen und die Schlüssel eingesteckt hatte, nahm er unseren Hans bei der Hand und führte ihn durch die Schmiede in ein anderes Gemach, wo für sie das Mahl angerichtet war. Die Tische und die Sitze herum waren von Silber; mitten im Gemach stand ein prächtiger Speisetisch und zu beiden Seiten des Tisches ein silberner Stuhl. Das Eß- und Trinkgeschirr, die Schalen, Schüsseln, Teller, Kannen und Becher waren von Gold. Nachdem der Wirth mit seinem Gaste sich am Tische niedergelassen, wurden zwölf Gerichte nach einander aufgetragen. Die Diener waren Männchen von der Art der Schmiedegesellen, aber nicht nackt wie diese, sondern alle in reinen, weißen Kleidern. Gar wunderbar kam unserem Hans ihre Behendigkeit und Geschicklichkeit vor, denn obgleich sie sichtbarlich keine Flügel trugen, so schienen sie doch in ihrer Leichtigkeit beim Hüpfen wie beflügelt. Da sie nämlich nicht bis zur Höhe des Tisches reichten, mußten sie jedesmal wie Flöhe vom Estrich auf den Tisch hüpfen! Sie wußten aber die großen Speiseschüsseln und Schalen so geschickt zu halten, daß sie nicht ein Tröpfchen verschütteten. Während des Mahles füllten die kleinen Diener die Becher mit Meth und

köstlichem Wein aus den Kannen und credenztten sie den Tafelgästen. Der Wirth unterhielt ein freundliches Gespräch und erklärte unserem Hans manches Geheimniß. So sagte er, als die Rede auf ihre Begegnung in der Schneesturmnacht kam: Zwischen Weihnacht und Neujahr streife ich häufig zu meinem Vergnügen auf der Erde umher, um in das Leben und Treiben der Menschen etwas hineinzublicken und einige von ihnen kennen zu lernen. Was ich aber bisher von ihnen gesehen und erfahren habe, kann ich nicht rühmen. Die meisten Menschen leben einander zur Plage und zum Verdruß. Jedermann klagt mehr oder weniger über seinen Nächsten. Niemand erkennt seine eigenen Fehler und Mängel, sondern legt immer Anderen zur Last, was er selbst verschuldet! — Hans bemühte sich mit Eifer die Rede des Hausherrn zu widerlegen, worauf ihm aber der freundliche Wirth reichlicher einschenken ließ, bis ihm endlich die Zunge so schwer wurde, daß er kein Wort mehr entgegnen und noch weniger verstehen konnte, was der Hausherr sprach. Allmählich nickte er auf seinem Stuhle ein und wußte nicht, was mit ihm vorging.

Während er seinen Rausch ausschloß, hatte er seltsame, bunte Träume, in welchen die geschauten Goldblöcke immer wieder vor sein Auge traten. Im Traume fühlte er sich weit stärker, lud sich ein paar Goldblöcke auf den Rücken und trug sie leicht davon. Endlich drohte seine Kraft unter der schweren Bürde doch zu erlahmen, er mußte sich niedersetzen und verschnauften. Da vernahm er neckische Töne, die er für den Gesang der kleinen Schmiede hielt, wie ihm auch der Feuerschein von ihren Blasebälgen in's Auge fiel. Blinzeln schaute er auf und gewahrte grünen Wald um sich und blühenden Rasen unter sich; statt des vermeintlichen Feuerscheins von den Blasebälgen der Schmiede schien ihm aber die Sonne freundlich in's Gesicht. Er schüttelte den Schlaf ab und brauchte eine geraume Zeit, um sich darauf zu besinnen, was ihm inzwischen begegnet war.

Als aber allmählich alle Erinnerungen in ihm wach wurden, dünkte ihn seine gegenwärtige Lage so wunderbar, daß es in keinem Stücke mit rechten Dingen zugehen konnte. Er erinnerte sich, daß er im Winter einige Tage nach Weihnacht in einer stürmischen Nacht vom Wege abgekommen und was dann weiter geschehen wäre. Er hatte die Nacht im Walde an einem Feuer unter fremden Leuten verbracht, war am selben Tage der Gast des Mannes mit dem Kiefernstock gewesen, hatte dort zu Mittag gegessen, viel getrunken — kurz, in Allem nur ein paar Tage verjubelt. Jetzt aber war es rings um ihn her überall voller Sommer! Da mußte doch ein heimlicher Zauber im Spiele sein! Als er sich nun erhob, fand er eine alte Feuerstelle in seiner Nähe, die im Sonnenschein wunderbar glänzte. Als er die Feuerstelle näher in's Auge faßte, entdeckte er, daß der vermeintliche Aschenhaufen aus feinem Silberstaub bestand und daß die nachgebliebenen Feuerbrände pure Goldstümpfe waren. O dieses Glück! Woher nur einen Sack nehmen, um den Schatz heimzutragen? Aber Noth macht erfinderisch! Hans warf seinen Winterpelz ab, legte die Silberasche zusammen, daß auch kein Stäubchen übrig blieb, that sie nebst den goldenen Feuerbränden auf den Pelz und schnürte ihn mit dem Gürtel in ein Bündel zusammen, damit nichts herausriesele. Obwohl die Last nicht groß war, drückte sie ihn doch tüchtig, so daß Hans wie ein ganzer Mann daran zu tragen hatte, bevor er einen geeigneten Platz fand, um seinen Schatz zu verbergen.

So war nun Hans durch ein unverhofftes Glück plötzlich ein reicher Mann geworden, der sich ein Landgut hätte kaufen können. Er ging mit sich zu Rathe und fand zuletzt, daß es am besten sei, seinen alten Wohnort zu verlassen und weit von dort einen neuen zu suchen, wo ihn die Leute nicht kannten. Dort kaufte er sich ein schönes Bauerngut, wobei er noch ein

gut Stück Geld übrig behielt, nahm ein Weib und lebte als reicher Mann bis an sein Ende. Vor seinem Tode hat er seinen Kindern das Geheimniß entdeckt, wie ihn der Herr der Unterirdischen reich gemacht. Von den Kindern und Enkeln verbreitete sich aber die Geschichte weiter.

37. Der Hausgeist.¹⁾

Ein Gutsherr hieß seinen Koch ein leckeres Gericht zubereiten. Da ward denn gleich ein großer Kessel auf's Feuer gesetzt, der sott allerlei Lammfleisch.

Vor dem Kessel saß der Koch und schürte das Feuer.

Plötzlich kam unter dem Ofen aus dem Boden ein kleines Männchen hervor und bat den Koch:

Lieber Freund, laß mich ein wenig von der schönen Speise kosten! Ich bin so hungrig und es ist mir flau zu Muthe wie einem Fischer!

Darf's nicht thun, versetzte der Koch, wir haben selbst ein großes Hausgesinde!

Gieb mir nur ein Tröpfchen von der Suppe! bat der Kleine von Neuem.

Nun so nimm! sagte der Koch und reichte ihm den gefüllten Schöpflöffel hin.

Raum war aber der Löffel in des Kleinen Hand, so hatte er im Augenblick den ganzen Kessel leer gegessen und war unter dem Ofen verschwunden.

Der Koch erschrak. Was sollte er jetzt beginnen?

Ging also der Aermste hin zu seinem Herrn und erzählte ihm unter Jammern und Klagen den Hergang der Sache.

Der Herr wollte seiner Rede anfangs keinen Glauben schenken, als aber der Koch bei Leib und Leben die Sache beschwor, ließ der Herr seinen Aerger fahren und befahl dem Koch den Kessel von Neuem aufzusetzen, fügte aber streng hinzu: Sollte das kleine Männchen wiederkommen, so gieb ihm mit dem Löffel tüchtig vor den Kopf!

Der Koch machte sich an's Werk und bald stand denn auch ein neues Festgericht auf dem Feuer.

Wieder kam das Männchen unter dem Ofen hervor und bat den Koch, etwas von der Speise in das Säckchen zu füllen, das er am Halse trug.

Darf's nicht thun! sagte der Koch. Der Herr befahl mir, Dich mit dem Löffel auf den Kopf zu schlagen!

Schlage mich nicht, lieber Freund! bat der kleine Mann. Ich will Dir auch wieder beistehen, wenn Du einmal in Noth geräthst. Mein Weib daheim ist krank! Ich habe Niemanden, der mir ein Essen anrichtete oder Wasser herbeiträge. Laß mich nur einen Schöpflöffel voll Suppe in diesen Sack gießen, um die arme Dulderin etwas zu erquickeln!

Der Koch dachte bei sich: Er wird ja nicht so unverschämt sein wie vorhin und wieviel wird denn sein krankes Weib aufessen können! — Er reichte also dem Männchen den Löffel hin.

Im Augenblick war die ganze Suppe sammt dem Fleisch in des kleinen Mannes Sack, er selbst aber verschwunden und der Kessel leer.

Was nun?

Der Koch klagte seine Noth wieder seinem Herrn und jammerte noch lauter als das erste Mal, aber der Herr ward über die Maßen zornig, schalt ihn heftig und drohte ihn sogleich

aus dem Hause zu jagen, wenn er noch ein drittes Mal seines Amtes nicht besser zu walten wüßte. Den kleinen Mann aber sollte er augenblicklich todt schlagen, wenn er sich wieder in der Küche zeigen würde.

Abermals stand ein neuer Kessel auf dem Feuer und abermals erschien das kleine Männchen.

Der Koch ergriff den Schöpflöffel und rief: Du Schelm, der Herr hat mir befohlen, Dich auf der Stelle todt zu schlagen!

Der Kleine bat: Thu' es nicht, lieber Freund! Wer weiß, ob Dich nicht auch Mangel und Hunger dereinst erwartet! Dann will ich wiederum Dir helfen, wenn ich es vermag. Mein kleines Kind daheim ist siech und mein krankes Weib gestorben; so habe ich jetzt gar Niemanden, der mir Speise kochen oder einen Trunk herbeischaffen könnte. Gieb mir doch für mein hilfloses Kind wenigstens einen halben Löffel Suppe!

Dem Koch ward's wieder weich um's Herz und wieder meinte der gute Mann: Wieviel kann denn solch ein elendes Kind essen? — Da, greif denn zu! sagt er.

Augenblicklich war aber der ganze Kessel wieder leer und der Kleine verschwunden.

Jetzt hatte der Koch seinen Lohn zu erwarten.

Mit zitternder Stimme meldete er seinem Herrn: Der kleine Mann hat zum dritten Mal die Suppe vom Feuer gestohlen!

Fort mit Dir, Du Bösewicht! schrie der Herr . . . Da Du mir aber bisher treu gedient hast, will ich Dir noch gestatten über Nacht im Hause zu bleiben. Morgen früh aber schnüre Dein Bündel und troll' Dich fort!

Darauf gab der Herr dem Frohnvogt Befehl, die Suppe zu kochen und sagte: Wenn der Kleine sich abermals zeigen sollte, so schlage ihn auf der Stelle todt!

Schon gut, Herr, versetzte der Bogt, ich will ihn tüchtig treffen! Der Kessel kam wieder auf's Feuer und da war auch schon der kleine Mann zur Stelle und bettelte um Suppe.

Also Suppe willst Du Schelm? schrie der Bogt und gab dem Kleinen mit dem Schöpflöffel einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er wie ein Knäulchen zurück unter den Ofen rollte.

Darauf wurde die Suppe fertig und der Herr hatte seine Luft daran. Jetzt wird der Kleine wohl nicht wiederkommen, um sich die Finger zu verbrennen! sagte er.

Am nächsten Tage lud sich der Koch ein Säckchen mit seinen Sachen auf und schickte sich an, die Küche zu verlassen.

Plötzlich stand der Kleine mit verbundenem Kopf vor ihm und sprach: Komm, Freund, nimm auch von mir Abschied, ich will Dir auch etwas auf den Weg mitgeben!

Der Koch folgte auch wirklich dem Männchen.

Unter dem Ofen befand sich ein schönes, geräumiges Haus, wo allerlei seltsame Sachen und Geräthe umherstanden.

Der Kleine führte den Koch durch das erste Gemach in eine Kammer, blieb vor einem Bretterfach stehen und langte eine Schachtel herunter. Hier, mein Freund, sprach er zum Koch, nimm den Lohn für Deine Wohlthat! Hast Du irgend etwas nöthig, so klopfle nur mit dem Zeigefinger auf den Deckel der Schachtel und nenne Deinen Wunsch!

Der Koch bedankte sich für das Geschenk und kam wieder in die Küche zurück.

Da stand auch gerade der Bogt in der Küche.

Der Koch zog sein Schächtelchen hervor, klopfte mit dem Zeigefinger auf den Deckel und sprach: Einen Brotsack für den Wandersmann!

Augenblicklich war der Brotsack zur Stelle. So schaffte der Koch mit Hilfe des Schächtelchens noch viele andere Dinge

herbei und der Bogt konnte sich nicht genug darüber wundern. Endlich fragte er: Sage doch, Freund, wo hast Du dies prächtige Schächtelchen her?

Der Koch theilte dem Bogt Alles mit und ging dann seines Weges.

Wenn es so steht, dachte der Bogt, so muß ich von dem kleinen Mann auch solch ein Schächtelchen haben. Den Backenschlag von gestern will ich schon wieder gut machen. Warte nur, der Kessel muß wieder auf's Feuer!

Da stand nun der Bogt am Kessel, kochte und wartete, aber der Kleine zeigte sich nicht. Endlich rief der Bogt: Freund, so komm doch zu Gaste!

Sofort war der Kleine da.

Warum ruffst Du mich? fragte er. Ich habe vom Koch noch Speise in Fülle zu Hause!

So koste doch nur, es ist Dir ja geschenkt! sagte der Bogt.

Der Kleine kostete von der Speise und sprach: Schönen Dank! Aber komm jetzt mit mir, ich will Dir Alles vergelten!

Was brauchst's da vieler Vergeltung! sagte der Bogt und folgte dem Kleinen mit Freuden.

Jetzt erhielt auch der Bogt ein Schächtelchen, verließ aber den kleinen Mann ohne ein Wort des Dankes. Dann lief er zu seinem Herrn und bat ihn Acht zu geben was geschehen würde, wenn er mit dem Finger auf den Deckel klopfte.

Und so begann er zu klopfen.

Da flog aus der Schachtel ein kleines Männchen mit einer Eisenkeule heraus, fiel über den Herrn und den Bogt her und hieb so lange auf sie ein, bis beide halbtodt am Boden lagen. Dann verschwand er sammt der Schachtel.

Den Kleinen unter dem Ofen hat aber nachher Niemand wiedergesehen.

38. Die reich vergoltene Wohlthat.

Brennende Sonnengluth drohte ein Gewitter aufzuführen. Hurtig trachtete daher ein junger Bauer auf der Wiese die Schwaden mit dem Rechen zusammen zu werfen, um das Heu noch vor dem Regen trocken unter Dach zu bringen. Als er nach hastiger Arbeit sich zum Heimweg anschickte, zog schon von Mittag eine schwarze Wolke auf und schiffte eilends näher. Der Jüngling schritt tapfer zu, um noch vor dem Regen nach Hause zu kommen. Am Waldessaume gewahrte er einen fremden Mann, der den Kopf an einem Baumstumpf lehnte und so fest schlief, daß der nahende Donner ihn nicht erweckte. Dieses Männlein könnte heute leicht nasser werden, als ihm lieb wäre, wenn ich es nicht aufrüttelte, dachte der Bauer und trat näher. Höre, Freund! rief er und schüttelte den Schläfer an der Schulter, wenn Du keinen Gänsebalg am Leibe trägst, so springe auf und suche Schutz vor dem Regen! Ein schweres Gewitter ist gerade im Anzuge! — Der fremde Mann sprang erschrocken auf und sprach: Dank, tausend Dank Dir, Nachbar, daß Du mich freundlich geweckt hast! — Dann suchte er eilig in seinen Taschen herum, als wolle er ein Geldstück finden, um dem Bauer damit seinen Dank zu beweisen. Da er aber in den leeren Taschen nichts entdeckte, blickte er halb verlegen zu dem Bauer auf und sagte: Leider ist mir nichts in die Tasche gerathen, womit ich's Dir vergelten könnte, aber dennoch soll Dein Lohn nicht unbezahlt bleiben! Ich habe es jetzt sehr eilig, wenn ich vor der drohenden Wolke einen Schlupfwinkel finden will, merke also auf und behalte wohl, was ich Dir kurz verkünde: Nach zwei Jahren mußt Du Soldat werden und findest unter den Reitern Deinen Dienst. Eine Weile wirst Du mit dem Kriegsvolk hin- und herschweifen, bis Ihr endlich im Norden Finnlands in's

Quartier kommt. Eines Tages, wenn gerade Dich die Reihe trifft, die Pferde auf die Weide zu führen, wird Dir da in Sehnsucht nach der Heimath das Herz schwer werden. Ein Stück Weges von Deinem Plage wird Dir aber auf der weiten Wiesenfläche eine krummgewachsene Birke in's Auge fallen. Tritt an sie heran, klopf dreimal gegen den Stamm und frage: Ist der Krumme zu Hause? Dann wirst Du für Deine heutige Wohlthat den Lohn empfangen. Und nun lebe wohl!

Damit eilte er davon und war in Kurzem dem Bauer entschwunden, der ihm lächelnd und kopfschüttelnd nachschaute und dann hurtig weiter ging. Als er beim Anbruch des Regens zu Hause anlangte, hatte er den fremden Mann und seine Weissagungen schon vergessen.

Dennoch ereignete sich später etwas, womit der erste Theil der Weissagungen in Erfüllung ging: der junge Bauer mußte nach zwei Jahren Soldat werden und seinen Dienst unter den Reitern nehmen. Wohl hätte ihn jetzt dieser Zufall an seine Begegnung mit dem fremden Mann erinnern können. So geschah es aber nicht, vielmehr schien dieser Tag ganz aus seinem Gedächtniß geschwunden zu sein. Er war schon eine Zeit lang im Kriegsdienste mit seiner Schar von Ort zu Ort gezogen und hatte länger als vier Jahre das Brot des Kaisers gegessen, als sie endlich im Norden Finnlands Quartier bekamen. Dort, im fremden Lande, fern von Hause und den lieben Seinen, ward ihm das Herz oft schwer und das Heimweh trieb ihm Thränen in die Augen, wenn er unbemerkt seinen Gedanken nachhing. Eines Tages war die Reihe an ihm, mit den Pferden auf die Weide zu ziehen. Als er nun wieder so allein und betrübt auf der weiten Wiese saß und seine sehnsüchtigen Gedanken heimwärts wandern ließ, trafen seine Augen zufällig auf eine krummgewachsene Birke, die in seiner Nähe stand. Plötzlich ward es

ihm wunderbar leicht um's Herz, — die Tage seiner Kindheit und Jugend stiegen lebendig in seiner Erinnerung auf und auch dieser Ort schien ihm längst vertraut zu sein, wenn er sich auch nicht klar zu sagen wußte, ob er ihm im Traum oder Wachen bekannt geworden. Er rieb sich die Stirn, als wolle er sich auf etwas besinnen, — da kehrte ihm plötzlich die Begegnung mit dem fremden Manne so klar in's Gedächtniß wieder, wie ein Strahl der Sonne aus dunkler Wolke bricht. Seine Arbeit auf der Wiese, die drohend aufsteigende Wetterwolke, der fremde Schläfer am Waldeßrain und seine bedeutsame Weissagung, — Alles stand ihm so lebendig vor Augen, als wäre es erst gestern geschehen. Wie er nun im Fluge alle seine Lebensschicksale bis heute bedachte, da fand er, daß die Weissagung sich erfüllt habe. — Wenn ich zur Birke gehe und an den Stamm klopfе, welchen Schaden kann mir der Versuch bringen? dachte er. Niemand weiß ja hier, weshalb ich diese Boffen treibe und kein Mensch sieht mich hier, um mich später wegen meiner Thorheiten auszulachen!

In diesen Gedanken trat er zur Birke, beschaute sie eine Weile von allen Seiten, ob nicht etwas Fremdes oder Besonderes sich am Baum zeige, faßte sich rasch ein Herz, klopfte leise dreimal an den Stamm und fragte halb widerstrebend: Ist der Krumme zu Hause? Es kam aber keine Antwort auf die Frage. Nun fühlte der Soldat seinen Muth wachsen, klopfte zum zweiten Mal stärker an, daß der Stamm widerhallte und rief mit lauter Stimme: Ist der Krumme zu Hause?

Da erhob sich ein Rauschen in der Birke und plötzlich stand der Fremde vor ihm, als wäre er aus der Luft entstanden. Nun, mein Freund, sprach er gütig, das ist schön, daß Du meines Versprechens eingedenk warst! Schon glaubte ich, Du hättest ganz vergessen, was ich einst zu Dir sprach. Es wäre

mir leid gewesen, wenn ich Dir also meine Schuld nicht hätte abtragen können. He Kinder! rief er in die Birke, wer von Euch kann am schnellsten sein? — Ich! antwortete eine Stimme, ich kann so schnell sein, wie ein Vogel fliegt! — Recht schön! sprach der Krumme, wer kann aber noch schneller sein? Eine andere Stimme antwortete: Ich kann mit den Winden um die Wette laufen! — Laß sehen, ob nicht ein Anderer noch flinker ist! sprach der Alte und that die dritte Frage an den Baum. Da antwortete ein feines Stimmchen: Vater, ich kann so schnell sein, wie der menschliche Gedanke! — Komm her, mein Sohn, rief der Krumme, Dich kann ich heute gerade brauchen! — Dann stellte er einen mannhohen Sack, ganz mit Gold und Silber gefüllt, vor den Soldaten hin, griff mit der Hand an seinen Reiterhut und sprach: Aus dem Hut ein Krieger und der Mann mit dem Geldsack nach Hause! Augenblicklich war es dem Reiter, als flöge ihm der Hut vom Kopf, wie er sich aber nach ihm umschauen wollte, fand er sich plötzlich daheim unter den Seinen und den Verwandten und der mächtige Geldsack stand neben ihm auf dem Boden. Anfänglich hielt er Alles für einen Traum, bis er endlich inne ward, daß sein Glück wahr und wahrhaftig sei.

Als ihm Niemand wie einem Fahnenflüchtigen nachforschte, begann er endlich zu glauben, daß sein verlorener Hut an seiner Statt im Kriegsdienst geblieben sei. Vor seinem Ende erzählte er die wunderbare Geschichte seinen Kindern und diweil ihm das geschenkte Geld Segen gebracht, konnte er nicht glauben, daß der Geber ein böser Geist gewesen. ¹⁾

39. Des armen Mannes Glück.

Es lebte einmal ein Bauer mit seinem Weibe und vielen Kindern und war blutarm. Bisweilen hatten sie keinen Bissen Brot im Hause und wären Hungers gestorben, wenn nicht milde Hände ihnen in der Noth geholfen hätten.

Einst war wieder bitterer Mangel im Hause und diesmal fanden sie keinen Ausweg.

Geh doch in den Wald und sammle uns wenigstens Pilze! sprach die Frau zum Mann.

Er gehorchte und ging zum Walde Pilze sammeln.

Da ließ er sich auf einem Baumstumpf nieder, hub an zu seufzen und klagen und rief Gott und alle Engel an, aber es half Alles nichts. Endlich schrie er in seiner Verzweiflung: Teufel, komm Du mir wenigstens zu Hilfe!

Als er die Augen aufschlug, stand ein fremder schwarzer Mann in der Nähe des Baumstumpfes, begann ein Gespräch mit ihm und fragte: Was fehlt Dir denn, Nachbar?

Der arme Bauer klagte ihm seine ganze Noth vor und jammerte erbärmlich, um des Fremden Herz zu rühren.

Freund, was sorgst Du Dich denn deswegen so ab? Du kannst ja Geld leihen! sagte der Fremde.

Wer wird einem armen Manne welches leihen? Und wann soll ich's bezahlen und womit verdienen?

Nun, ich will Dir Geld leihen, so viel Du selbst verlangst! Nach drei Jahren mußt Du mir aber die Schuld hier am selben Orte abtragen und rufen: *Flp-Hans*,¹⁾ komm nach Deinem Gelde! — Aber alles Geld, was Du wiederbringst, muß in den drei Jahren gegen anderes eingewechselt sein. Zinsen oder eine andere Leistung verlange ich nicht von Dir.

Gieb nur Acht, daß Du meine Bedingung erfüllst, sonst könnte es Dir bei der Rückgabe des Geldes schlimm ergehen! — Bist Du es so zufrieden?

Ei freilich, freilich, guter Mann! rief der Bauer.

Der Fremde hob den Kittel des Bauern vom Boden auf, füllte ihn mit Baumblättern an und sagte: Geh nun mit dieser Last nach Hause und schau morgen nach, was aus den Blättern geworden ist. Vergiß aber nicht, daß Du nach drei Jahren mit anderem Gelde hier erscheinen und mir wiedergeben mußt, was von dem Reichthum übrig ist, es sei viel oder wenig!

Bei diesen Worten war der Fremde wie unter die Erde verschwunden.

Der Bauer gaffte den Kittel an und dachte: Dummes Zeug, das soll mir nun Geld oder Hilfe bringen!

Dennoch trug er die Last nach Hause, erzählte seinem Weibe was geschehen war und fügte hinzu: Werden ja sehen, was in meinem Kittel steckt!

Das Weib spottete: Was sollte da sonst wohl stecken, als eitel Gold!

Aber aus dem Spott der Frau ward voller Ernst: im Kittel fand sich anderen Tages lauterer Gold bis oben an und lag ein solcher Vorrath da, daß Mann und Weib eine ganze Woche daran zählten und rechneten und wurden doch nicht fertig.

Was fehlte ihnen jetzt! Speise und Trank hatten sie im Ueberfluß und nimmer einen Mangel an Geld!

Die größte Sorge des Bauern war es aber, so viel anderes Geld gegen das Gold zu wechseln, wie nur irgend möglich. Und wer hätte nicht lauterer Gold in Tausch genommen!

In drei Jahren war aus dem armen Manne ein reicher Bauer geworden. Er hatte sich einen stattlichen Hof gekauft,

alle Scheunen und Ställe gefüllt und sich angeschafft was nur einen Namen trug. Dennoch behielt er noch dreiviertel von seinem Schatze übrig.

Jetzt waren seit dem Tage, wo er das Gold empfangen, drei Jahre vorüber. Der Bauer hielt Wort und machte sich mit dem gewechselten Gelde zum Walde auf.

Da setzte er sich auf den Baumstumpf und überschaute noch einmal das Geld. Plötzlich fand er, daß noch viele Goldstücke ungewechselt geblieben wären. Er dachte hin und her, wie sie doch dahin gerathen sein könnten, denn zu Hause hatte er nichts mehr davon gehabt. Es wurde ihm ganz frostig um's Herz und er wagte nicht den Alp-Hans zu rufen.

Endlich dachte er in seinem Sinn: Was darf er mir denn thun? Weiß ich's denn, wo die Goldstücke hierher gekommen sind! Ich will ihn doch rufen!

Und so rief er: Alp-Hans, komm nach Deinem Gelde!

Nichts regte und bewegte sich . . . Abermals rief er: Alp-Hans, — Alp-Hans, komm nach Deinem Gelde!

Wieder regte sich nichts. Der Bauer erhob seine Stimme zum dritten Male . . .

Da trat ein junger schwarzer Mann unter den Bäumen hervor und sprach in traurigem Tone: Alp-Hans lebt nicht mehr! Schon im verwichenen Sommer hat der Donnergott Piker den Aermsten zu Tode getroffen.²⁾ Ich bin sein Sohn. Behalte all' das Geld, nur wünsche dafür dem Alten sanfte Ruhe!

Gleich hub der Bauer an: Gott möge seine Seele aufnehmen und seiner Sünden nicht gedenken!

Pfui, pfui, was sprichst Du da! fuhr der schwarze Mann dazwischen. So sollst Du sagen: Der Teufel hole seine Seele und hänge sie in der Hölle auf!

Der Bauer entsetzte sich ob solcher Gottlosigkeit und brachte nichts hervor als die Worte: Vater, Sohn und heiliger Geist!

Da war aber der schwarze Mann verschwunden, wie Blei in's Wasser fällt.

Der Bauer lud sich den Geldsack wieder auf und zog heim.

40. Die nächtlichen Kirchgänger.

Mein Großoheim lebte in seinen Jünglingsjahren auf einem Bauernhof in der Nachbarschaft einer Kirche, wohin es im Winter, wenn der Weg über den gefrorenen Morast führte, kaum zwei Werst weit war. An einem Weihnachtsabend begab sich das Hausgefinde zeitig zu Bett, da es am Morgen des ersten Festtages sich früh aufmachen und zur Kirche gehen wollte, wo an diesem Tage der Gottesdienst bei Kerzenlicht gehalten wurde. Der Hofbauer erwachte zuerst, trat aus der Thür, um nach dem Wetter auszuschauen und nahm wahr, daß die Fenster der Kirche schon im Kerzenschein strahlten. Er kehrte in die Stube zurück und weckte eilig das Gefinde: Steht auf, wir haben uns verspätet; die Kerzen in der Kirche sind schon angezündet! — Nun hatten es die Leute eilig. Alle sprangen auf, wuschen und kleideten sich und die Jüngeren machten sich sogleich zu Fuß auf den Weg, indeß die Andern die Pferde anspannten und ihnen nachfuhren. Die Kirche im Kerzenschein wies ihnen wie eine geschmückte Jungfrau den Weg, den die Sterne nur mit geringem Licht erhellten, da es Nebelwetter war. Wie sie näher kamen, scholl der Gesang der Gemeinde ihnen entgegen, aber das Lied klang ihnen etwas fremdartig. Die Thore der Kirche standen

weit offen und sie schien gedrängt voll von Menschen zu sein, doch vor der Kirche sahen sie kein einziges Gefährt. Die Männer traten voraus und hofften, wenn sie sich durchdrängten, noch irgendwo Platz zu finden, die Weiber aber folgten ihnen. Als nun die Männer gerade vor das Thor gelangt waren und eben den Fuß über die Schwelle setzen wollten, verstummte der Gesang und die Kerzen erloschen plötzlich, so daß die Kirche auf einmal stockfinster ward. Ein fremder Mann trat ihnen an der Thür entgegen und sprach: Ihr mit heiligem Wasser getauften Leute habt jetzt an diesem Orte nichts zu schaffen! Das ist die Zeit unseres Gottesdienstes. Der Eure beginnt erst am Morgen! — Die Leute sahen einander an und wußten nicht, was sie von dem wunderlichen Dinge halten sollten. Da ward das Thor von innen zugeworfen und so blieb den Männern nichts Besseres übrig, als nach Hause zurückzukehren, da auch auf dem Pfarrhof und beim Kirchner Alles noch dunkel war. Der fremde Mann aber nahm meinen Großoheim bei der Hand, führte ihn etliche Schritte von den Uebrigen abseits hinter die Kirche und sprach heimlich zu ihm: Komm drei Tage vor dem Johannisabend um Mitternacht her, so will ich Dir den Weg zum Glücke weisen! Sprich aber zu Niemandem von meiner Einladung ein Wort, sonst könnte Dir Uebles widerfahren! Bei diesen Worten war er auch verschwunden. — Während ihres Heimweges fiel der Nebel, der Himmel ward heiter und die Sterne blickten klar hernieder; an ihrem Stande erkannten aber die Männer, daß es gerade Mitternacht wäre, wie es ihnen auch der Haushahn auf dem Bauernhof von fern entgegenkrähte. Die älteren Leute begaben sich wiederum zur Ruhe, während das junge Volk wachend den Morgen erwartete. Erst nach mehreren Stunden war es rechte Kirchgangszeit und so machten sie sich von Neuem auf den Weg. Später aber erzählten sie

den Nachbarn von ihrem Kirchgang in der Christnacht; so kam die Rede davon unter die Leute und auch dem Pfarrer zu Ohren. Der beschied die Männer vor sich, forschte sie über das Begebrniß genau aus und hieß sie ferner darüber schweigen, da ihr vermeintlicher Kirchgang in der Christnacht nichts anderes als ein lebhafter Traum gewesen sein könne. Die Leute wußten es freilich ihrerseits sicher, daß sie wirklich zur Kirche gegangen und wachen Auges den Vorfall erlebt hatten, mochten aber nicht weiter gegen den Pfarrer streiten und gelobten Stillschweigen. Was konnte das aber noch helfen, da das Gerede schon überall herumging und sich von Tag zu Tage weiter verbreitete. Fange doch Einer den Wind, oder ein Gerede wieder ein, wenn es einmal in der Leute Mund ist!

Mein Großoheim hatte anfänglich fest beschloffen, den Pfad des Glückes aufzusuchen, der ihm gewiesen worden. Je näher aber die Zeit heranrückte, desto tiefer sank ihm der Muth. Wer ihn geladen, oder wer die nächtlichen Kirchgänger gewesen und wie weit ein Christ ihnen Vertrauen schenken könnte, das wußte er sich nicht klar zu machen. Hätte er mit einem anderen verlässlichen Manne sich darüber berathen können, so wären vielleicht seine Bedenken geschwunden; das aber beschwerte sein Herz am meisten, daß ihm der Fremde befohlen, die Sache geheim zu halten. Schon hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, den Versuch nicht zu wagen, als zwei Wochen vor Johannis sich etwas zutrug, was ihn wieder anderen Sinnes machte. Als er eines Abends nach Sonnenuntergang nach Hause ging, fand er ein fremdes altes Mütterchen am Wege sitzen. Er grüßte es und wollte vorüber, aber die Alte hub an und frug ihn, warum er so tief in Gedanken sei, daß er fast wie im Traum einhergehe. Der Mann getraute sich keiner Antwort auf des Mütterchens Frage, da er die Wahrheit nicht sagen konnte und auch nicht lügen

mochte. Die Alte errieth wohl seine Gedanken, denn sie sprach: Willst Du mir nicht Deine Hand zeigen, mein Sohn, aus der ich vielleicht ersehe, was Dein Herz beschwert und Dir einen guten Rath geben kann? — Der Mann stand unschlüssig da und wußte nicht, ob er nach dem Wunsch der Alten thun, oder es lassen sollte. Da sprach sie freundlich: Fürchte nichts! Nicht in übler Absicht will ich Deine Hand sehen. Ich wünsche Dein Glück, welches Du wahrlich brauchen kannst, da Du noch jung und unerfahren bist und des Lebens größere Hälfte noch vor Dir liegt. Weissagen mag auch bisweilen frommen. Sollte ich aber etwas in Deiner Hand finden, was besser verborgen bliebe, so will ich Dir nichts davon sagen! — Nein, nein, liebes Mütterchen! rief mein Großoheim, verkünde mir Alles, ob es gut oder schlimm sei; ich fürchte nichts, was mir auferlegt ist! — Mit diesen Worten streckte er ihr die Hand hin. Die Alte schob die Brille auf die Nase und begann in seiner Hand zu forschen. Da mögen die Züge wohl kraus durcheinander gelaufen sein, denn erst nach einer geraumen Weile gab die Alte dem Wartenden folgenden Bescheid: Du bist ein seltenes Glückskind und großes Heil steht Dir nahe bevor, wenn Du nur klug genug bist und das unverhoffte Glück so zu fassen weißt, daß es Dir nicht entschlüpft! Dein Bedenken wegen des fremden Mannes ist eitel, Du kannst ihm getrost vertrauen, da er Dein Glück sucht, sich selbst aber keinen Vortheil. Geh ohne Furcht wohin man Dich ruft, daher hast Du nichts Arges zu besorgen! Nur Dein eigenes Herz kann fehlen; hüte Dich vor dem Zweifel und erfülle treu, wozu Weisere Dich leiten! Gedenkst Du aber einmal ein Weib zu freien, so gieb wohl Acht und sieh Dich vor, sonst geräthst Du in's Unglück. Ein glattes Ei hat bisweilen mageren Inhalt und die Ehestandslinien in Deiner Hand sind ein wenig verworren. Mit Vorsicht kannst Du allen Nach-

stellungen entgehen. Mehr darf ich Dir jetzt nicht verkünden, sollten wir aber einmal zufällig wieder zusammentreffen, wirst Du mir sicherlich für meine heutige Unterweisung Dank wissen!

Der Mann langte mit der Hand in die Tasche nach einigem Gelde, um die Alte für ihren Dienst zu belohnen, aber sie verstand seine Bewegung und rief: Biete mir nicht Geld an, das ich von Niemandem nehme! Ich verkündige dem Volke alle Wahrsagung umsonst, denn sein Glück ist mein höchster Lohn! — Damit erhob sie sich, nahm Abschied und ging leichten Schrittes wie ein junges Mädchen blitzschnell von dannen.

Wenn nun auch mein Großoheim dieses zufällige Ereigniß mehr für Scherz als für Ernst nahm, fand er doch, daß es ihm viel leichter um's Herz geworden, wie wenn eine schwere Last von ihm genommen wäre, weshalb er auch zu dem festen Entschluß kam, den Pfad des Glückes aufzusuchen, auf den er gewiesen worden.

Drei Tage vor dem Johannisabend machte er sich spät abends auf den Weg zur Kirche, um vor Mitternacht daselbst einzutreffen. Je näher er kam, desto bänglicher wurde es ihm um's Herz, gleich als rief ihm Jemand in's Ohr: Du bist nicht auf rechten Wegen! Auch hätte nicht viel gefehlt, so wäre er wieder nach Hause umgekehrt. Da erhob sich in den Lüften eine lieblich klingende Stimme und er vernahm die Worte:

„Weiche doch von Deinem Glück
Zagen Sinnes nicht zurück!
Dich beschützen die Beschüter,
Dich erwarten große Güter,
Weiche doch von Deinem Glück
Zagen Sinnes nicht zurück!“

Dieser Gesang ließ seinen Muth wachsen, er schritt rascher vorwärts und gelangte bald vor das Thor der Kirche, welches geschlossen war. Links hinter der Kirche trat aber der fremde

Mann hervor und sprach: Das ist recht, daß Du meiner Einladung gefolgt bist! Ich wartete hier schon eine Weile und mußte schon fürchten, Du kämest nicht mehr und ich würde nicht weiter mit Dir reden können. Unser Kirchgang in der Christnacht findet immer nach je sieben Jahren einmal statt und wohl immer zu einer Stunde, wo alle Menschen schlafen. Deshalb habe ich auch bisher Niemanden gefunden, dem ich zu seinem Glück hätte helfen können. Meine Zeit ist kurz, das Käuzchen ruft mich beim ersten Hahnenschrei nach Hause. Geh also wohl darauf Acht, was ich Dich lehre, merke Dir jedes Wort und thue nach meiner Weisung! Auf Eurer Wiese steht ein Hügel, den das Volk die Grabstätte¹⁾ nennt. Auf dem Hügel wachsen drei Wacholderbüsche und unter dem mittelsten ruht ein unermeßlicher Schatz aus uralter Zeit. Diesen kannst Du heben, wenn Du die Hüter des Schatzes zu versöhnen²⁾ weißt und meine Vorschrift genau erfüllst. Verschaffe Dir drei schwarze Thiere, ein befiedertes und zwei behaarte, schlachte sie den Hütern der Stätte, wo der vergrabene Schatz ruht, und trage Sorge, daß von dem Opferblut auch nicht der kleinste Tropfen verloren gehe, sondern Alles den Hütern hinabrinne und ihr Herz gegen Dich erweiche. Dann schabe von Deiner Spange einige Flöckchen Silber auf das Blut, damit der Glanz des irdischen Silbers dem unterirdischen entgegenleuchte und es auf den Weg führe. Darauf schneide von dem Wacholderbusch eine Ruthe, drei Spannen lang, neige sie mit der Spitze dreimal gegen den Rasen, wo Du das Blut opferst, und wandle neummal von Abend gegen Morgen um den Wacholderbusch herum. Auf jedem Umgange aber schlage dreimal mit der Ruthe unter den Busch auf den Rasen und rufe bei jedem Schlage: *Igrek!*³⁾ Auf dem achten Gange wirfst Du ein unterirdisches Geklimper von Geld vernehmen und nach dem neunten Gange wird Dir Silberglanz

entgegenschimmern. Dann falle nieder auf Deine Kniee, neige Dein Gesicht zur Erde und rufe neummal: *Igrek!* so wird die Truhe aufsteigen. Warte in Ruhe, bis sie aufsteigt. Vorher werden Dir zwar manch unheimliche Spukgestalten erscheinen, die brauchst Du aber nicht zu fürchten, denn sie können Dir nichts zu leide thun, wenn Du furchtlos bleibst. Sie haben weder Körper noch Seele, sondern sind leere Schattenbilder, die nur eines Mannes Muth erproben sollen, ob er so großen Glückes werth sei, daß der Schatz ihm zu Theil werden könnte. Wenn Du bei ihrem Anblick auch nur die mindeste Furcht zeigst, so mußt Du mit leeren Händen abziehen. Du sollst aber am Johannisabend, wenn ringsum die Feuer brennen und das Volk bei ihrem Scheine lustig ist, mit den drei schwarzen Thieren zur Schatzgrube gehen. Den dritten Theil des gefundenen Reichthums sollst Du den Armen austheilen, denn an dem Uebrigen wirst Du noch die Fülle haben!

Diese Weisung wiederholte der Fremde Wort für Wort drei Mal, damit der Mann sie behalte und kein Versehen vorkomme. Als er beim dritten Mal das letzte Wort gesprochen, kündete des Kirchners Hahn die Mitternachtsstunde und alsbald war der Sprechende den Blicken seines Zuhörers entschwunden. Ob er in die Luft gefahren, oder in die Erde versunken war, hätte der Jüngling zuverlässig Niemandem sagen können.

Anderen Tages zog mein Großoheim aus, um die drei schwarzen Thiere zu suchen und fand auch glücklich im Nachbardorfe einen schwarzen Hahn und Hund. Dazu fing er in der Nacht einen Maulwurf⁴⁾ und hegte und pflegte nun die drei Thiere bei sich, bis es Zeit war, zur Schatzgrube aufzubrechen. Am Johannisabend, als nach Sonnenuntergang alle Leute aus dem Dorfe zum Johannisfeuer gegangen waren, steckte er den Maulwurf in einen Sack, nahm den schwarzen Hahn unter den Arm, band dem schwarzen Hunde einen Strick um den Hals,

damit er ihm nicht davonlaufe, und machte sich dann heimlich auf den Glücksweg nach dem Schatz. In der hellen Sommernacht war die ganze Gegend sichtbar. Um Mitternacht begann er sein Werk nach der Lehre des Fremden, schlachtete zuerst den Hahn, dann den Maulwurf und endlich den Hund, trug Sorge, daß jeder Blutstropfen an dem bezeichneten Orte auf den Rasen niederfloß, schabte dann von seiner Spange Silber auf das Blut und schnitt aus dem Busch eine Wacholderruthe, die drei Spannen lang war. Die neigte er dreimal mit der Spitze gegen den blutigen Rasen und begann darauf gegen Morgen den neunfachen Umgang, schlug auch auf jedem Gange dreimal gegen den Rasen unter dem Busch und rief bei jedem Schlage: Tref! Auf dem achten Gange vernahm er deutlich ein Geldgeklimper und auf dem neunten Gange schimmerte ihm Silberglanz entgegen. Da fiel er nach dem neunten Gange nieder auf die Kniee und rief neunmal nach unten: Tref! Plötzlich stieg unter dem Wacholderbusch ein feuerrother Hahn mit goldenem Kamm auf, schlug mit den Flügeln, krächte und flog davon. Hinter dem Hahn her warf die Erde einen Scheffel Silbergeld vor des Mannes Füße. Nun stieg eine feuerrothe Kaze mit langen goldenen Krallen unter dem Wacholderbusch auf, miaute einmal und sprang davon, wonach die Erde sich abermals aufthat und einen Scheffel Silber vor den Mann hinwarf, was sein Herz mit Freuden erfüllte. Dann erschien aus dem Busch ein großer feuerrother Hund mit goldenem Kopf und Schwanz, bellte auf und entlief; hinter ihm her flogen aus der Erde etliche Scheffel Rubelstücke dem Manne vor die Füße. In derselben Weise kamen der Reihe nach aus dem Busch hervor ein feuerrother, goldgeschwänzter Fuchs, ein feuerrother Wolf mit zwei goldenen Köpfen und ein feuerrother Bär mit drei goldenen Köpfen; hinter jedem Thier flog eine Menge Geld auf den Rasen, hinter dem

Bär aber nach der Schätzung des Mannes wohl eine Tonne Silber, wonach der ganze Haufe so hoch wie ein Heuschaber sein mochte. Als der Bär verschwunden war, stieg ein Rauschen und Brausen aus dem Busch hervor, als wenn fünfzig Schmiede den Blasebalg rührten. Darnach aber erschien aus dem Wacholderbusch ein ungeheurer Kopf, halb Mensch, halb Thier, mit neun Fuß langen goldenen Hörnern und zwei Ellen langen goldenen Hauern im Nacken. Schrecklicher noch als sein Ansehen waren die Feuerfunken, die ihm wie kochendes Eisen aus Mund und Nüstern hervorsprühten und das Brausen erregten. Der Mann glaubte schon im nächsten Augenblick von den Funken verbrannt zu sein und als jetzt das Ungeheuer sich höher reckte und den Kopf ihm zuwandte, da ließ ihn die Angst nicht ferner des fremden Mannes Lehre bedenken und mit gesträubtem Haar floh mein Großoheim davon. Auf der Flucht spürte er noch eine Weile den feurigen Athem des Gespenstes im Nacken und dankte seinem Schicksal, daß ihn die Beine noch weiter trugen; auch hatte er nicht Zeit zurückzusehen, da der Feind ihm ohne Unterlaß auf der Ferse war und ihn jeden Augenblick umbringen konnte. Aus Leibeskräften rannte er weiter, so daß ihm die Brust zu zerspringen drohte, bis er endlich auf seinen Hof gelangte, wo er wie todt niederfiel.

Erst gegen Morgen weckten ihn die Sonnenstrahlen aus seinem Schlaf oder aus der Ohnmacht. Der Kopf war ihm dumpf und schwer und es dauerte lange, bis er sich auf die Vorgänge der Nacht klar besinnen konnte. Da war es denn sein Erstes, daß er aus der Scheune drei sechslöffige Säcke herbeitrug und mit denen zum Hügel lief, um sie mit dem Schatz, den die Erde nächtlich ausgespieen, zu füllen, ehe ihm fremde Leute zuvorkämen. Auf dem Hügel fand er die drei Wacholderbüsche an ihrem alten Platz, auch die drei geschlachteten Thiere

und die Wachholderruthen lagen da, aber von dem Gelde zeigte sich nicht die geringste Spur und auch auf dem Rasen um den Busch herum, wo der Silberhaufen gelegen, war nicht das kleinste Merkmal davon zu sehen, noch ein Zeichen von dem Ort wahrzunehmen, wo die Erde sich aufgethan hatte, um die gespenstigen Thiere und das Geld auszuwerfen. Darum hätte man wohl glauben mögen, daß Alles nur ein Traum gewesen, wenn nicht die Körper der getödteten Thiere die Wirklichkeit der nächtlichen Ereignisse bezeugt hätten. Der Schatzaber, den der Mann gesehen, war wohl wieder in die Erde zurückgesunken, wo er vielleicht noch heute auf einen kühneren Mann wartet, der vor spukhaften Schattenbildern nicht davonläuft, sondern den Schatz an's Licht bringt. —

Ob sich die zweite Prophezeiung des alten Mütterchens von dem Gheschickal meines Großoheims später erfüllt habe oder nicht, davon weiß ich nichts zu erzählen. Wenngleich mein Großoheim oftmals von seiner Schatzgrabung sprach, ließ er doch nie ein Wort über seine Herzenserlebnisse fallen. Vielleicht ist es ihm auch in diesem Stücke schlimm gegangen, — er hat aber Andern nichts verrathen wollen und lieber in aller Stille sein Kreuz getragen.

41. Die drei Schwestern.

Es lebte einmal ein Bauer, der hatte drei Töchter. Die zwei älteren waren hoffärtig und mochten nur schöne Kleider und seidene Tücher tragen, die jüngste aber hatte ein stilles Wesen, führte fleißig den Haushalt und war immer willfährig Allen zu dienen und zu helfen.

Einst wollte der Bauer junges Geflügel zu Markte führen,

nahm also Abschied von den Töchtern und sprach? Was soll ich Euch aus der Stadt mitbringen?

Die älteren Schwestern verlangten seidene Kopftücher, bunte Bänder und Goldschmuck, die jüngste aber schwieg.

Der Bauer, der die jüngste Tochter nicht weniger liebte, sprach zu ihr: Nun, Töchterchen, wünschst Du Dir nichts?

Ach freilich, antwortete sie, aber ich möchte nichts nehmen, damit Du meinethwegen nicht Geld ausgäbest. Bekommst Du aber etwas umsonst, so bringe es mir mit!

Der Bauer versprach es und fuhr zur Stadt, wo er sein Geflügel wider Verhoffen mit großem Vortheil verhandelte. Wohlgemuth trat er in einen Laden und kaufte nun Alles ein, was seine Töchter begehrt hatten. Endlich sprach der Krämer: Bauer, willst Du nicht etwas geschenkt haben?

Ei, versetzte der Bauer, wer möchte wohl ein Geschenk zurückweisen!

Gut, so kommst Du eines von den Jungen nehmen, die uns unsere Ladenkaze bescheert hat. Ich mag sie nicht alle in den Fluß werfen. Da, stecke das kleinste ein! Es wird Dir zu Hause die Kornmäuse vertilgen!

Der Bauer bedankte sich bei dem Krämer, hob das Käzchen in den Wagen und fuhr davon. Auf dem halben Wege kamen ihm die älteren Schwestern entgegengelassen, fragten hastig nach den Geschenken und nahmen sie ohne großen Dank in Empfang.

Als der Bauer auf dem Hof angelangt war und seinen Gaul abschrirte, kam auch die jüngste Tochter fröhlich herbei, grüßte ihn und fragte: Aber nicht wahr, Väterchen, Leute, die etwas schenken, giebt's wohl in der Stadt nicht mehr?

Freilich, meine Goldtochter, giebt's solche noch! antwortete der Bauer, darum habe ich Dir auch ein Geschenk mitgebracht. Geh nur zum Wagen, da wirst Du es finden!

Jetzt liefen auch die älteren Schwestern herbei, um das Geschenk der jüngsten zu betrachten. Als das Käzchen zum Vorschein kam, lachten sie und wollten es fortscheuchen, aber die jüngste Schwester nahm es liebevoll auf den Arm, trug es in die Stube und setzte ihm ein Schälchen Milch vor. Seitdem nährte und pflegte sie es sorgsam und das Käzchen gedieh und ward dem Mädchen von Tag zu Tag lieber.

Am nächsten Sonntag gingen die hoffärtigen Schwestern in ihrem neuen Putz zur Kirche, ließen aber die jüngste zur Versorgung der Hausgeschäfte daheim. Betrübt trat sie aus dem Hause in den Garten und hielt ihr Käzchen auf dem Arm. Da kam eine bunte Elster geflogen und ließ sich auf dem Gartenzaun nieder. Im nächsten Augenblick schlich das Käzchen ihm nach auf den Zaun und haschte nach dem Vogel. Der flog kreischend auf und ließ aus seinem Schnabel eine goldene Spange niederfallen. Das Mädchen hob den glänzenden Fund auf, betrachtete ihn staunend und verbarg ihn in ihrer Lade, sagte auch Niemandem ein Wort von dem, was geschehen war.

Am zweiten Sonntag waren die älteren Schwestern wieder in der Kirche und ließen ihren Putz von den Burschen begaffen, die jüngste aber spielte daheim im Garten mit ihrem Käzchen. Plötzlich gewahrte sie wieder auf dem Zaun die Elster, die diesmal zwei goldene Ringe im Schnabel trug. Schnell sprang auch das Käzchen dem Vogel nach und wieder flatterte er ängstlich davon und ließ die Ringe fallen. Das Käzchen nahm sie zwischen die Zähne und trug sie der Jungfrau in den Schoß. Sorgfältig verwahrte sie auch diesen Fund wie den ersten.

Am dritten Sonntag wollten die älteren Schwestern daheim bleiben, da ein Regen aufzuziehen drohte, sprachen also zur jüngsten: Geh Du nur zur Kirche, Deinesgleichen verträgt schon schlechtes Wetter!

Die jüngste Schwester war froh, nach langer Zeit die Predigt hören zu können, machte sich bereit, nahm ihre Schätze aus der Lade, schmückte sich heimlich mit der blitzenden Brustspange und den Ringen und schlüpfte davon.

Unterwegs fielen die Blicke aller Kirchgänger auf die Jungfrau, im Gotteshause bewunderte die ganze Gemeinde ihren Schmuck und die jungen Bursche fanden sie noch einmal so schön als früher.

Als die älteren Schwestern am folgenden Sonntag solches Gerede der Leute vernahmen und bemerkten, daß Niemand mehr auf ihren Putz achtete, wollten sie vor Neid und Haß schier bersten, eilten nach Hause und fragten die jüngste aus, von wem sie den Schmuck habe? Von dem Käzchen! antwortete sie und erzählte ihnen Alles, wie es sich zugetragen. Da sprachen die älteren Schwestern: Wir wollen es noch besser machen! nahmen das Käzchen, liebkosten und fütterten es und führten es wohl zehnmal am Tage in den Garten. Das Käzchen aber, welches bisher nur Schläge von ihnen empfangen hatte, streckte den falschen Dirnen die Krallen entgegen oder entwischte ihren Händen, wo es nur konnte. Darüber ärgerten sie sich, ersahen eine Gelegenheit und schlugen es todt. Dann warfen sie es in den Schiß am See.

Indeß hatte die jüngste Schwester ihr Käzchen vermißt und war ausgegangen es zu suchen. Als sie es nirgends fand, weinte sie bittere Thränen und rief auf Weg und Steg: Wer hat mein Käzchen umgebracht? Die älteren Schwestern aber sprachen unter einander: Was soll dem dummen Mädchen der kostbare Schmuck? Wir müssen ihn haben und wenn es der Dirne das Leben kostete!

So liefen sie ihr nach, lauerten ihr im Walde auf, sprangen hervor und erschlugen sie wie das Käzchen. Dann verscharrten sie den Leichnam im Dickicht unter einem Sandhügel und deckten

das Grab mit Schilfrohr vom See zu. Darauf gingen sie nach Hause, nahmen den Schmuck der Todten an sich und sprachen zum Vater: Eben haben Zigeuner das dumme Mädchen fortgeschleppt!

Aber das Schilf auf dem Grabe der unschuldigen Jungfrau faßte Wurzel und wuchs noch in derselben Nacht mächtig empor. Anderen Tages trieb der Dorfhirt seine Herde durch den Wald. Mitten im Walde lief ihm eine junge Kuh vom Wege ab und rannte in's Dickicht. Scheltend ging er ihr nach, blieb aber verwundert stehen, als er tief im Gebüsch ein dichtes Schilfgestrüpp gewahrte. Er zog sein Messer hervor und schnitt eines von den stärksten Rohren ab, woraus er sich im Weitergehen eine Pfeife machte. Als er hineinblies, sang die Pfeife:

Einst war ich ein Mägdelein,
Einst war ich jung und fein,
Jetzt seit zwei Tagen
Bin ich grausam erschlagen!

Als der Hirt dieses Lied vernahm, ahnte ihm Böses; voll Schreck lief er auf's Schloß zu dem Landesherrn und sagte ihm Alles an. Dabei sang auch die Pfeife wieder ihr Lied. Der Fürst sprach: Hier ist eine schwere Schuld begangen, die wir an's Licht bringen müssen! Dann nahm er Knechte mit sich und ritt zu dem Grabhügel im Walde, wo das Schilfrohr wuchs. Sie gruben den Hügel auf, fanden das Mädchen und erkannten es sogleich, denn es lag mit rothen Wangen wie im Schlafe da. Aber die Pfeife in der Hand des Hirten hub an zu singen:

Einst war ich ein Mägdelein,
Einst war ich jung und fein,
Bin jetzt seit ehegestern
Erschlagen von den Schwestern!

Da befahl der Fürst das Mädchen aufzuheben und auf sein Schloß zu tragen, zu den älteren Schwestern aber schickte er Knechte, ließ sie in Ketten werfen und nach dem Schlosse schleppen, denn er gedachte strenges Gericht zu üben an den Uebelthäterinnen. Als sie mit der Todten in den Schloßhof zogen, sang die Pfeife wieder:

Schöpfe nur die Welle
Aus der heiligen Quelle,
Nehe Augen mir und Mund
Und sogleich bin ich gesund!

Es soll geschehen! rief der Fürst, trat zur Quelle, die auf dem Schloßhof sprudelte, schöpfte mit der Hand Wasser und neckte damit der Todten Angeischt¹⁾. Sogleich richtete sie sich auf, schaute im Kreise umher und wie sie ihre Schwestern in Ketten erblickte, warf sie sich dem Fürsten zu Füßen und bat um Vergebung für die Uebelthäterinnen.

Sie verdienen zwar verbrannt zu werden, sprach der Fürst, da Du aber, fromme Jungfrau, selbst für sie bittest, so mögen sie weiter leben, bis sie an ihrer Schande und Schmach zu Grunde gehen!

Der Fürst hatte aber einen Knappen, eines Edelmannes Sohn, der trat aus der Menge hervor und sprach: Herr, diese liebe Jungfrau, die Ihr so wunderbar erwecktet, sollte wohl eines Ritters Gemahl sein! Doch wenn es Euer gnädiger Wille ist, so gebt sie mir zum Weibe!

Der Fürst sprach: Deine Rede gefällt mir wohl, doch mußt Du zuvor den Willen der Jungfrau erkunden! — Sie aber war dem Jüngling geneigt, reichte ihm die Hand und gewann also, obgleich aus niederem Stande, einen edelgeborenen Gemahl. Darauf sprach sie zum Fürsten: Erbarmt Euch nun auch meines armen Mädchens und macht es mit dem heiligen Wasser gesund, denn es ist gewißlich umgekommen!

Der Fürst lächelte und fragte, wo das Mädchen wäre?

Die älteren Schwestern antworteten zitternd: Wir haben es erschlagen und in den Schilf geworfen!

So sollt Ihr es herbeischaffen! rief der Fürst und hieß sie gehen.

Nun liefen sie den Weg hinab zum See und kamen an's Ufer. Als sie über das Ufer in den Schilf traten, um nach dem todt'n Mädchen zu greifen, da wich der Schilfgrund unter ihren Füßen und sie versanken in die Tiefe. Niemand hat sie je wiedergesehen. Auch das Mädchen blieb verschwunden. Aber als die Söhne der jüngsten Schwester heranwuchsen und große Kriegshelden wurden, nahmen sie zum Gedächtniß an den wunderbaren Ursprung ihres Geschlechts einen Rakenkopf in ihr Wappenschild.

42. Die Geldmünzer von Leal.

Wer nach dem Städtchen Leal kommt, dem fällt schon von fern das Gemäuer des alten Schlosses in's Auge, das die Gestalt eines großen Hundes zu haben scheint. Diese Gestalt hat es aber, wie die Leute sagen, deshalb, weil in diesem Schlosse einst der Höllenhund hauste. In Kriegszeiten ward das Schloß verheert, aber auf des mächtigen Hundes Gebot blieb ein Theil der Mauern in Hundegestalt stehen. Da trieb der Höllenhund sein Wesen wie ehemals. Von den Menschen wagte es keine Seele abends oder nachts dem Schlosse nah zu kommen, denn wenn es finster war, hörte man dort immer ein Getöse und Gepolter.

Ein junger Edelmann, der von der Geschichte des Schlosses hörte, nahm sich vor hinzugehen, um zu erfahren, was es nachts im Schlosse gäbe. Wohl warteten ihn seine Freunde, aber er achtete dessen nicht, lachte sie mit ihrer Furchtsamkeit aus und ging tapfer hinauf zum Schloß. Mitten auf dem Wege trat ihm ein langer Mann in schwarzen Kleidern entgegen und hieß ihn zurückgehen. Der Edelmann kehrte sich aber nicht daran, sondern schritt rüstig weiter. Plötzlich verschwand der Boden unter seinen Füßen und er sank in die Tiefe. Endlich gewann er wieder Halt, schlug die Augen auf und fand, daß er auf ein Strohlager gefallen war. Er stand in einem weiten Saale, der viele Ausgänge hatte. Ein lauter Lärm schlug an sein Ohr. Jetzt sah er sich genauer um und bemerkte, daß eine von den Thüren halb geöffnet war und daß in dem anstoßenden Saale viele Werkleute arbeiteten. Furchtlos trat er über die Schwelle in den Saal. Da lagen ungeheure Haufen von eitel Silber und Gold, davon trugen die Männer Stück um Stück auf den Ambos und schlugen Alles zu Geld. Staunend betrachtete der Edelmann das Werk der Geldmünzer. Plötzlich erblickte ihn einer von den Männern. . . Du mußt sterben! rief er aus. Bisher hat noch keines Menschen Auge unsere Arbeit belauscht! — Lassen wir ihn am Leben! riefen die Anderen. Er muß aber geloben, nichts davon zu verrathen, was er hier sieht. Sonst wird ihn unser Wirth, der Hund, von der Oberwelt hierher bringen und ihm auferlegen, bis in Ewigkeit Geld zu schlagen!

Der Edelmann gelobte mit einem Eide Stillschweigen. Damit gaben sie sich zufrieden und bevor er sich noch recht bestimmen konnte, verschwand Alles vor seinen Augen und er stand wieder oben vor dem Gemäuer.

Der Edelmann hielt sein Wort. Zehn Jahre gingen so vor-

über und Niemand hatte etwas davon gehört, was mit ihm unter dem Schlosse geschehen war. Als er nun eines Tages alles dessen gedachte, stand auf einmal ein schwarzer Mann neben ihm, stellte einen tüchtigen Sack vor ihn hin und sprach: Das soll Dein Lohn sein, weil Du Dein Wort gehalten hast! — Der Sack aber war voll Gold und Silber.

Jetzt begann für den Edelmann ein neues Leben. Ohne Unterlaß gab er Feste und suchte Lustgelage. Von seinem großen Vorrath nahm er Gold und Silber nach Bedarf, aber der Schatz ward darum nicht kleiner. Alle wunderten sich über seinen Reichthum und suchten zu erforschen, woher er ihn habe.

Einst feierte der Edelmann ein prächtiges Fest. Da brachten sie wieder die Rede auf seinen Reichthum. Der Edelmann aber, dem der Wein die Zunge löste, erzählte den Gästen Alles, was sich zugetragen. Doch kaum war das Fest zu Ende und die Gäste vom Hof gefahren, als der Edelmann spurlos verschwand. Wohl suchten sie ihn allerwegen, aber vergeblich. Endlich fiel es ihnen ein, was er von der Drohung der Unterirdischen geredet hatte. Da nun viele von ihnen, als sie von jenem Feste heimfuhren, einen schwarzen Hund auf dem Edelhofe gesehen hatten, so meinten sie, das könne kein Anderer gewesen sein, als der Schloßhund von Leal, der den Schwäzger geholt und zur Münzerarbeit abgeführt habe.

43. Die Geldlade.

Ein großer Krieg war entbrannt. Ueberall verwüstete man das Land und tödtete die Leute. Auch die Insel Dagö blieb nicht von der Geißel verschont. Auch dahin drangen die Feinde und setzten daselbst ihr blutiges Werk fort, das sie auf dem Festlande begonnen. Sie hieben alles Volk nieder und führten Hab und Gut mit sich fort. So herrschte überall Furcht und Schrecken. Nur die Männer von Kertell¹⁾ wollten nicht leichten Kaufes sich und ihr Gut an den Feind verlieren. Sie zimmerten eine mächtige Lade zurecht, ließen sie vom Schmied mit starkem Eisen beschlagen, thaten all ihr Gold und Silber hinein und versenkten sie darauf im Fluße bei der alten Brücke. Sie selbst aber flohen in die Wälder. Doch die feindlichen Scharen durchstreichten auch die Wälder und viele Flüchtlinge mußten unter ihrer Hand das Leben lassen. Andere retteten sich zwar, da aber bald auf den Krieg eine große Pestilenz folgte, so kamen auch diese um. Von Allen, die den Schatz in Kertell versenkt hatten, war jetzt Niemand mehr am Leben. So ging wohl ein Gerücht im Lande um, daß ein großer Schatz irgendwo verborgen sei, aber Niemand wußte seinen Ort anzugeben.

Seitdem waren viele Jahre vergangen und die Rede von dem Schatz im Volke fast schon verstummt. Als nun eines Abends ein Mann noch spät zum Krüge wollte und eben an den Fluß gelangt war, da erblickte er am Ufer eine kleine Flamme,²⁾ die einige Zoll hoch über dem Boden in der Luft brannte. Gleich fiel ihm die Rede vom versenkten Schatz ein, er nahm die Pfeife aus dem Munde, legte sie neben sich auf einen Stein und schlich dann auf den Behen dem Flämmchen näher. Als er schon hart dabei war, erlosch plötzlich das Licht

und so viel er sich auch mühte, entdeckte er doch nicht die kleinste Spur davon. Verdrießlich kehrte er um. Wie er nun nach seiner Pfeife auf dem Stein griff, gab es neuen Aerger, denn auch die Pfeife war verschwunden. Er blickte schärfer hin und gewahrte nun, daß statt dessen Geld auf dem Steine lag. Er sah sich um, gewahrte Niemand, steckte das Geld ein und eilte zum Krüge, wo er sich an diesem Abend für den Fund einen schweren Kopf erwarb. Am anderen Abend trieb es ihn wieder zum Krüge und wie zum Scherz ging er auch an dem Stein vorbei. Sieh, da lag wieder Geld auf dem Stein! Damit that der Mann wie am ersten Abend. So oft nun auch in Zukunft der Mann seinen Stein aufsuchte, immer fand er da Geld. Alle Nachbarn wunderten sich darüber und wollten wissen, wie er zu seinem Reichthum gekommen wäre. Er leugnete es auch nicht und sagte ihnen Alles. Thor! sprachen sie, merkst Du nicht, daß da die Geldlade der Leute aus der Pestzeit liegt? Laß uns eilig einen Schwarzkünstler um Rath in dieser Sache fragen!

Der Mann steckte eine tüchtige Branntweinflasche zu sich und machte sich ungesäumt auf den Weg zu dem Zauberer. Diese Gabe löste des Zauberers Zunge und als er Alles von ihm erfahren hatte, sprach er zu dem Manne: Wenn Du die Geldlade erlangen willst, so hast Du nichts Anderes zu thun, als an dreien Donnerstagen abends an den Ort zu gehen, wo Du das Flämmchen erblicktest, und daselbst jedesmal einen Hahn zu schlachten. So wirst Du schon erfahren, was dann geschieht. Sprich aber zu Niemandem ein Wort darüber, dann wird Dir die Lade sicher zufallen!

Der Mann dankte dem Schwarzkünstler für den guten Rath, eilte davon und richtete sich auf sein Vorhaben ein. Am Abend des ersten Donnerstages schlachtete er am Ufer

einen Hahn, aber es wollte sich ihm nichts zeigen. Nicht anders geschah es am zweiten Donnerstage. Am dritten aber nahm er mehrere Gefährten mit sich und schlachtete den dritten Hahn. Kaum war das vollbracht, als plötzlich die große Geldlade auf dem Wasser erschien. Sogleich sandte der Mann seine Gefährten nach Seilen, Hebeln und Stangen und als sie damit zurückkehrten, ging man an's Werk. Aber die Lade war schwer wie Blei, so daß die Männer alle ihre Kraft daran setzen mußten. Mit großer Anstrengung gelang es ihnen endlich doch, die Lade bis ganz an das Ufer zu schaffen. Dabei blickte einer von den Männern zufällig auf, sah nach der Brücke hin und gewahrte da einen kleinen Jungen, der auf einem Schwein³⁾ hergeritten kam. Das schien ihm so wunderbar, daß er unversehens rief: Seht doch das Mämmchen, das da herkommt! So bald er aber diese Worte gesagt hatte, verschwand das Schwein mit dem Knaben, die Hebel und Stangen brachen und die Geldlade sank wie ein Stein in's Wasser zurück, wo sie in der Tiefe verschwand. Wohl schlachteten die Männer in Zukunft abends an den Donnerstagen noch manchen Hahn, aber die Geldlade kam nimmer wieder zum Vorschein.

44. Der Schatz des Bösen.

Einem Schweden mit Namen Torsten Grön gefiel es zu Hause nicht länger und es gelüstete ihn fremde Länder und Völker zu sehen. Er hatte das Schuhmacherhandwerk erlernt und darum fürchtete er nicht, daß er in der Fremde Mangel leiden werde. Auf seiner Wanderschaft gelangte er endlich nach Litauen, wo er sich bei einem Meister auf längere Zeit verband.

Eines Sonntags hatte er den ganzen Nachmittag in der Schenke mit seinen Freunden gezecht. Als er sich endlich auf den Heimweg machte und an dem Sandberg vorbeikam, sah er in seiner Nähe ein Feuer auf dem Sande brennen. Er trat hinzu, fing an zu graben, wo das Feuer braunte, und stieß bald auf einen eisernen Kasten. Den öffnete er und fand darin eine Kanne, die voll Gold war. Der Mann steckte ein und nahm mit sich, so viel er nur vermochte. Das Uebrige ließ er an seinem Platze und eilte heim.

Am anderen Morgen gab er seinem Meister zu wissen, daß er nicht länger bei ihm arbeiten möge, sondern weiter auf die Wanderschaft wolle. So machte er sich auf den Weg und kam endlich nach Ringen in unser Land, wo er des Ringenschen Schlossherren Schuhmacher wurde. Als er dort eines Abends allein in seiner Stube saß, hörte er plötzlich ein Horn laut durch das Schloß tönen. Verwundert ging er hinaus, um zu erfahren, was es damit auf sich hätte. Im Schloßhof war aber Niemand zu sehen. Auch draußen vor dem Schloß war es so still wie in seiner Stube. Kaum war er aber zurückgekehrt, als er das Horn zum zweiten Male vernahm. Wieder ging er hinaus und sah doch wieder nichts.

Der Mann wußte nicht, was er davon halten sollte. Er nahm sein Gebetbuch zur Hand, las den Abendsegens und ging zur Ruhe. Eine gute Zeit mochte er schon geschlafen haben, als er plötzlich erwachte. Im Schlosse vernahm er ein heftiges Gepolter und Geprassel, als wollten die Mauern einstürzen. Als er die Augen aufschlug, sah er in seiner Stube eine Menge brennender Kerzen und vor seinem Bette standen zwei Frauen, die eine in rothem, die andere in grünem Kleide. Sie legten die Hand auf ihn und hießen ihn in den Saal zum Tanze kommen. Der Schuhmacher, der noch halb im Schlafe lag und sie für Mädchen vom Gute hielt, antwortete: Zur Hölle mit Euch Weibsleuten! Ist es jetzt etwa rechte Zeit zum Tanzen?

Die Frauen wandten sich um und sprachen: Gedenke des Goldes, das Du Dir vom Sandberge nahmst! — Darauf gingen sie hinaus in den Schloßsaal und warfen die Thür so heftig hinter sich zu, daß das ganze Haus erdröhnte. Dann erloschen auf einmal alle Kerzen. Der Mann aber kehrte sich auf die andere Seite und schlief weiter.

Als er anderen Tages erwachte, fand er, daß er mit dem Kopf und Oberkörper im Saal, mit den Beinen aber in seiner Stube lag. Alle Glieder thaten ihm grausam weh und bald begann sein ganzer Körper aufzuschwellen. Unter dem Hemde auf der Brust trug er von zwei Händen Male, die alle Finger eingedrückt zeigten.

Unter großen Schmerzen siechte er hin und starb nach einem halben Jahre, ohne daß die Fingermale von seiner Brust geschwunden wären. Kurz vor seinem Ende beschied er den Pfarrer zu sich und vermachte all sein Geld und Gut der Kirche. Dafür sollte die Kirche eine große Glocke erhalten. Als sie aber nach seinem Tode kamen und die Schätze heben wollten, fanden sie den Kasten leer, obgleich das Schloß wohl verwahrt gewesen. Der böse Geist, der ihm das Gold gegeben, hatte es ihm auch genommen. Er selbst aber ward in der Kirche zu Ringen unter der Kanzel bestattet.

45. Der verhezte Gaul.

Einem Bauer war sein alter Ackergaul verendet.

Er zog dem toten Thiere die Haut ab und schaffte den Körper hinter die Dreschteme, um ihn am anderen Tage daselbst zu verscharren. Beim Weggehen bemerkte er, wie eine große Kröte vom Scheunenthor herankrochen kam und unter den toten Gaul schlüpfte.

Laß Dir nur das herrliche Gericht schmecken, morgen werf ich Deinen Leckerbissen in die Grube! brummte der Bauer für sich hin.

Zur Nacht stieg er in der Tenne auf die Lattenlage hinauf, wo das Getreide zum Dörren liegt, und schlief ein. Um Mitternacht vernahm er ein Geräusch hinter der Tenne, als schlürfte und schleppe sich Jemand langsam vorwärts. Er meinte aber, daß es vom Winde käme, der am Scheunenthor rüttelte, und kümmerte sich nicht weiter darum.

Nach einer kleinen Weile weckte ihn das Geräusch von Neuem.

Jetzt erkannte der Bauer, daß Jemand vor das Thor der Scheune gestolpert käme und vernahm auch deutlich, wie ein Versuch gemacht ward, das Thor zu öffnen. Der Bauer vermeinte, er werde es mit einem Diebe zu thun bekommen, behielt das Thor scharf im Auge und sah, wie es sich aufthat und im weißen Licht des Mondes sein todter Gaul hereintrat.

Bei diesem schrecklichen Anblick stieg ihm das Haar zu Berge und er verbarg sich in dem finstersten Winkel.

Der todte Gaul durchsuchte schnüffelnd und schnarchend die Tenne. Als er zu merken schien, daß der Bauer sich oben versteckt halte, begann er mit den Vorder- und Hinterfüßen so heftig gegen die Dörrstangen zu schlagen, daß die ganze Tenne davon widerhallte. Schon brach eine von den Stützstangen, bald die zweite und dritte und des Bauern Angst stieg mit jedem Schlage, den der Gaul wie mit einem Schmiedehammer gegen die Stangen führte. Drei Stangen waren noch unverfehrt und auf diese schlug jetzt das böse Geschöpf mächtig los. Es währte nicht lange, da brachen auch sie, — dem Bauer aber gelang es zum Glück sich an dem Streckbalken festzuklammern. Bald erlahmten aber seine Hände und wäre er jetzt niedergefallen, so hätte ihn der Gaul sogleich todgeschlagen.

Noch einen Augenblick — und er wird den Balken fahren lassen und herunterstürzen . . .

Da krächte der Hahn!

Der Gaul sank wie ein Fleischklumpen in sich zusammen und der Bauer fiel von oben auf ihn nieder. —

Am anderen Tage scharrte der Bauer den Gaul ein und schlug dreimal mit der Ferse des linken Fußes auf die Grube. 1) Da blieb denn der Gaul auch liegen.

Es war aber ein Hegenmeister gewesen, der die Kröte in den Gaul gebannt hatte, um den Bauer in die Klemme zu bringen; denn er hatte einen Haß auf ihn.

Märchen aus dem Heidemoor.

Vorzeiten, als noch Baum und Strauch redete, die Thiere und die Vögel unter dem Himmel eine wunderbare Sprache verstanden und der alte Böse noch offen und ungeschent herum-schlenderte, da hat man auf dem Heidemoor gar seltsame Dinge erlebt. Wer zufällig auf einem Moor weilte, mußte bei Tag und Nacht die Augen offen halten. Wenn es hell war, wagte sich zwar kein Gespenst heran, aber nachts geschah es oft, daß die Leute auf dem Moor geneckt und geschreckt wurden. War jemand an einem Sommer- oder Herbstabend auf ein Moor gerathen, so hörte er alsbald im Gebüsch ein Gekucke und ein Auf- und Niedertappen und plötzlich geschah es wohl, daß ihm selbst unter seinen Füßen Wasser ausspritzte. An Winterabenden oder um Mitternacht sah er hie und da auf dem Moor kleine Flämmchen tanzen, wenn er aber näher hinzuging, so waren sie wie unter die Erde verschwunden, um bald in der Ferne wieder aufzutauchen. Wer nun gar in der Nacht mitten auf ein Moor gerieth, kam nicht vor dem Hahnenschrei vom Fleck. Hatte jemand um die Zeit der Heuernte etwas vom Moor zu holen, so vernahm er seltsame Stimmen oder hörte einen Vogel ganz nach Menschenart singen, und wer zur Winterszeit in einem leichten Schlitten über das Moor fuhr, hat es gewiß gehört, wie eine unsichtbare Hand wider die jungen Stämme oder das Eis schlug . . .

Da gabst du deinem Gaul die Peitsche und eilstest über das Moor davon, wenn es noch in deiner Macht stand.

46. Der bestrafte Hirtenbube.

Einmal waren Mägde in's Moor gesandt, um Moos zu sammeln. Als sie genug davon gesammelt hatten, um ein großes Sieb zu füllen, hielten sie inne und schickten sich an Beeren zu pflücken. Da kam ein Hirtenbube herzu und erhob ein tolles Schelten und Fluchen:

Teufelsgefindel Ihr! was habt Ihr auf meinem Moor zu schaffen — Ihr Beeren- und Moosdiebe!

Die Mägde verwiesen es ihm und sagten: Bursche, fluche nicht! Könntest sonst leicht spüren, was Dir aus dem Moor auf den Hals kommt!

Welcher Teufel käme denn wohl da her? Er soll nur kommen, ich fürchte ihn nicht! spottete der Bursche.

Aber plötzlich schrie er auf: Zu Hilfe, zu Hilfe! Ich versinke! Die Mägde liefen hinzu, aber schon war der Bursche verschwunden, als hätte ihn jemand an den Füßen in die Tiefe gezogen. —

Ja, unter dem Moor ist Alles ein Abgrund und es soll nicht gut thun, wenn man auf dem Moor den Bösen bei Namen nennt.

47. Der wunderliche Heuschaber.

An einem Sonnabend im Herbst war ein Frohnmädchen spät abends vom Herrenhofe nach Hause gegangen. Sein Weg führte es über ein gefrorenes Moor.

Die Dirne schritt eilig dahin, ob es aber an ihrer Jugend oder an etwas Anderem lag — trotz des schnellen Ganges fröstelte es sie.

Was mag das wohl bedeuten? dachte sie und beschleunigte ihre Schritte.

Als sie mitten auf das Moor gekommen war, schob sich plötzlich ein großer Heuschober auf ihren Weg.

O, was soll denn das heißen? schrie das Mädchen und blieb wie angewurzelt stehen.

Auch der Heuschober machte Halt.

Das Mädchen wollte rechts an ihm vorüber, aber der Schober trat ihm entgegen.

Jetzt versuchte es die Arme von der linken Seite, aber der Schober versperrte ihr wieder den Weg.

O weh, o weh, was ist denn das für ein Schober? klagte das Mädchen und brach in Thränen aus.

Jetzt betrachtete es den Schober genauer und erschrak noch mehr, denn der Schober trug keinen Gürtel.¹⁾

Mit einem gürtellosen Schober kann aber der Böse leicht sein Spiel treiben.

Das Mädchen schrie um Hilfe. Es schrie aus Leibeskräften, aber je lauter es seine Stimme erhob, desto näher rückte ihm der Schober; endlich war er ihm so nah, daß das Heu dem Mädchen in's Gesicht stach.

So ging es bis gegen Mitternacht. Als aber der Hahn im Dorf krächte, war der Schober verschwunden.

Mit Müß' und Noth gelangte das erschöpfte Mädchen nach Hause und schon nach einer Woche trug man es hinaus auf den Friedhof.

Die Leute erzählen, man höre aus jenem Moor nächtlicher Weile noch heute Hilferufe. In den Dörfern aber giebt man fleißig Acht, daß Jedermann seine Heuschober mit einem Gürtel versehen, und wer es unterläßt, der erhält gleich Schelte.

48. Die Irrlichter.

Ein Bauer fuhr an einem Winterabend von der Stadt Fellin nach Hause. Als er auf das Parika-Moor gelangt war, nahm er wahr, daß etliche Schritte seitwärts vom Wege eine kleine blaue Flamme brannte.

Der Bauer wußte wohl, daß mit solchen Dingen nicht zu spaßen sei, und gab seinem Gaul die Peitsche, um nur rasch von der Stelle zu kommen.

Doch der Gaul ging nicht um einen Schritt mehr vorwärts. Er bäumte sich aber auf, als stände er vor einem Graben.

Jetzt war der Bauer in arger Noth. Mit gesträubtem Haar saß er da und ein kalter Schauer lief ihm über den ganzen Leib.

Was blieb ihm übrig? Er mußte vom Schlitten herunter und nachsehen, was es gäbe.

Da lief nun freilich kein Graben über den Weg, sondern eine offene Grube. Was jetzt?

Der Bauer hätte die Grube umfahren, fand aber zu beiden Seiten tiefes Wasser.

Als er sich umschaute, sah er das blaue Feuer groß wie eine Pechfackel aufflammen. Und siehe, da erhob sich ja noch ein zweites, ein drittes Feuer und auf einmal tanzten viele, viele Feuer auf dem Moor!

Vater, Sohn und heiliger Geist! Was geht denn heute Nacht hier vor? rief der Bauer aus.

Sobald er das gesagt, sprang der Gaul wie von einer Nadel gestochen vorwärts. Kaum gelang es noch dem Bauer sich auf den Schlitten zu werfen und fort ging's in saufendem Galopp.

Von Glück konnte der Bauer sagen, daß ihm der Name Gottes zur rechten Zeit eingefallen war!

49. Das Koboldei.

Wenn vorzeiten Jemand im Frühling, Sommer oder Herbst auf ein Moor kam, so fand er da leicht altes Lederwerk, Stücke von Basttschuhen, halbe Handschuhe und zerrissene Hüte am Boden umherliegen. Hob er etwas von diesem Spuckzeug auf und trug's nach Hause, so widerfuhr ihm sicherlich ein Mißgeschick. Bald verlor er ein Stück Vieh, bald flog ihm ein Huhn in's Feuer, oder er erkrankte wohl auch selbst, so daß das Unglück aus Thür und Fenstern hereinzuziehen schien.

Einst ging ein Mann um die Zeit der Heuernte auf's Moor, um sich aus dem Weidengebüsch starke Ruthen zum Heuführen zu schneiden.

Da lag ein großes Vogelei neben ihm am Boden.

Gewiß ein Entenei! meinte der Mann und steckte den Fund in den Busen, sagte auch Niemandem ein Wort davon.

Als er abends nach Hause kam, ließ er das Ei abkochen.

Sp es nicht! warnte ihn sein Weib. Ich habe deutlich vernommen, wie das Ei im Kessel winselte. Das kann kein rechtes Ei sein!

Was für ein tolles Zeug schwägest Du da! Gib nur das Ei her und reiche mir auch Salz! befahl der Mann.

Das Weib besorgte, es werde Arges dabei herauskommen, that aber doch nach des Mames Geheiß.

Jetzt machte sich der Mann an's Essen. Er aß tapfer drauf los, aber seltsam, das Ei nahm kein Ende!

Da ließ er das Uebrige stehen, legte sich schlafen und sagte noch zu seinem Weibe: Das ist aber 'mal ein Ei! Konnt's nicht aufessen, die Hälfte blieb auf dem Tisch zurück!

Das Weib meinte alsbald: Es kann nicht mit rechten Dingen zugegangen sein!

Und so war es auch wirklich!

Am anderen Morgen bemerkte der Mann, daß er kein Entenei, sondern etwas ganz anderes gegessen hatte, denn die übrig gebliebene Mahlzeit erwies sich als die andere Hälfte von des Nachbars Kase.

Von den älteren Leuten sind auch die jüngeren immer davor gewarnt worden, auf dem Moor etwas aufzuheben. Ein Koboldei war aber das Aller schlimmste, was da liegen konnte.

50. Die kluge Bäuerin.

Ein Hirtenknabe war an einem Donnerstag spät abends mit der Herde heimgekehrt, trieb sie in's Gehöft und überzählte sie noch einmal sorgfältig. Dabei fand er, daß ihm eine Kuh fehlte.

Zammernd lief er in die Stube und rief:

Bäuerin, Bäuerin, es fehlt mir eine Kuh! Eben habe ich noch die ganze Herde beisammen gehabt und jetzt ist die Laudik¹⁾ verschwunden!

Sei still, sprach die gute Frau, daß es der Bauer nicht merkt! Ich will selbst hinaus und die Kuh suchen!

Sie machte sich auch wirklich auf, eilte über die Wiese und durch das Gebüsch, kam endlich auf das Moor und spähte überall emsig nach der verlorenen Kuh aus. Aber all' ihr Suchen war vergebens.

Verdrießlich kehrte sie um und ging den Weg zurück, den sie gekommen war. Auf einmal erschien ihr die ganze Gegend

fremd und verändert. Baum und Strauch, Acker und Wiese schien wie durch Zauberschlag verwandelt und jetzt verlor sich auch der Pfad unter ihren Füßen. Entsetzt blieb sie eine Weile stehen, lief dann wieder weiter, kam unversehens auf den Platz zurück, wo sie vor Kurzem gestanden, und irrte so lange umher, bis sie endlich in ihrer Ermattung und Verzweiflung niedersank und sich nicht mehr rühren konnte.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen und der Nebel aus dem Moor wallte über das Land. Aber aus dem Nebel kam plötzlich ein kleines weißes Männchen auf die Bäuerin zu und sprach: Was thust Du hier allein um Mitternacht?

Ach, lieber Nachbar, ich bin gewiß verhext, daß ich den Weg nach Hause nicht mehr finden kann! Sei so gut und führe mich aus dem Nebel hinaus! rief die Bäuerin und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn.

Was bekomm' ich dafür? fragte das Männchen. Denn für einen schönen Dank thue ich nichts. Wenn Du mir aber das versprichst, was Du Tag und Nacht unter dem Herzen tragen wirst, so will ich Dich gern auf den Weg weisen.

Die Bäuerin erschrak und dachte in ihrem Sinn: Das ist gewiß Einer aus dem Moor! — Sie faßte sich aber ein Herz und sprach: Ich muß mich schon in Dein Verlangen schicken!

Gedenke Deines Versprechens, denn Rülmking²⁾ kommt bald nach seinem Lohn! rief der Fremde und verschwand. Im nächsten Augenblick bemerkte die Bäuerin, daß sie nahe bei der Pforte ihres Hofes neben der verlorenen Kuh stand. Sie trieb die Kuh in den Stall und legte sich erschöpft nieder.

Seitdem sah man die junge Bäuerin nie ohne Schürze gehen. Auch nachts im Bette trug sie die Schürze vorgebunden.

Ein Jahr darauf genas die Bäuerin eines Knäbleins.

Das Kind gedieh und war gerade neun Wochen alt geworden, als in einer Nacht das Fenster der Bäuerin aufging und Rülmking in die Stube rief: Geh nun heraus, was Du Tag und Nacht unter dem Herzen getragen und mir versprochen hast!

Die Bäuerin ergriff ihre Schürze, warf sie dem Kobold hin und sprach: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Empfange, was ich Dir versprochen habe!

Im Nu war der böse Geist sammt der Schürze verschwunden.

51. Der schwarze Tod.

Vorzeiten wüthete in unserem Lande oftmals Ratt, der schwarze Tod. Wohin er nur kam, da forderte er seine Opfer. Die Dörfer wurden leer und auf den Bauernhöfen starb die letzte Seele aus. Gar selten traf man noch auf einen Menschen im Lande. 1)

Einst war der schwarze Tod wiederum erschienen. Ueberall hatte er seine Opfer verlangt, nur die Insel Rogö war noch verschont geblieben. Darum hoffte das Inselvolk sicher, daß auch in Zukunft das Meer sie vor dem Tode schützen werde.

Eines Tages waren Insulaner auf's Festland gezogen. Als sie nun heimkehren wollten und ihr Schifflein bereit hielten, sahen sie plötzlich einen schwarzen Mann, der eine große Sense trug, eilends auf sich zukommen. Staunend blieben sie stehen, betrachteten den seltsamen Mann und stießen nicht vom Ufer ab. Aber kaum hatte er sie erreicht, so sprang er schweigend in das Schiff und stieß es in's Meer.

Schon von fern erspähten die Leute auf der Insel das Schiff der Heimkehrenden und nahmen voll Verwunderung den schwarzen Mann wahr, der unbeweglich am Steuer saß. Sobald nun das Schiff an der Insel gelandet, eilte das Volk hinzu, um die Schiffer zu empfangen und den schwarzen Mann zu sehen. Die Schiffer aber saßen stumm und starr im Fahrzeug und keiner von ihnen gab Antwort auf Gruß und Frage der Seinen. Da merkte das Volk, daß sie alle ohne Leben wären. Im selben

Augenblick sprang der schwarze Mann aus dem Schiff. Kaum geschah das, da blieben die Leute auf dem Ufer wie Salzsäulen stehen, ein kalter Schauer überlief sie, — sie fielen hin und hauchten ihre Seelen aus. Das war der schwarze Tod, der vom Festland mit dem Schifflein hergekommen. Jetzt trat er an Rogös Land, um das Volk zu tödten.

Von den Leuten am Ufer hatten nur Wenige in schneller Flucht das Leben gerettet. Diese verkündeten auf der Insel die schreckliche Botschaft. Furcht und Entsetzen ergriff die Herzen Aller. Aber bevor sie sich besinnen konnten, war schon der schwarze Tod mitten unter ihnen und mähte Alles nieder, was vor ihm stand. Keiner, auf den er einmal blickte, fand Gnade vor ihm. Einige haben ihn selbst gesehen, Andere nicht. Wer ihn aber sah, dem erstarrte im Schreck das Herz, bevor er nur einen Laut hervorbringen konnte.

Eines Abends zog ein heftiges Wetter auf. Ein altes Mütterchen saß allein in seiner Hütte und spann. Auf einmal that sich die Thür auf und im fahlen Licht des Wetterstrahls trat der schwarze Tod ein, die große Sense in der Rechten. Jetzt hat mein letztes Stündlein geschlagen! dachte die alte Frau. Schon fühlte sie, wie ihr das Blut zu erstarren begann. Da nahm sie alle Kraft zusammen und rief dem Manne laut entgegen: Sei gegrüßt in Gottes Namen!

Der schwarze Mann erschraf, blickte zur Seite und murmelte: Sei's damit genug! Augenblicklich ging er aus der Thür und schwand der Alten aus den Augen. Ihr Blut kam wieder in seinen Lauf und das Leben kehrte ihr zurück.

Als sie in's Freie trat, sah sie, wie der schwarze Mann mit seiner Sense in ein Boot stieg, vom Ufer stieß und das Fahrzeug in die weite See steuerte. Je weiter er hinaus gelangte, um so ruhiger wurde das Unwetter und als das Boot verschwunden

war, da war auch der Donner verstummt. Seitdem starb Niemand mehr. Der Himmel war in seinem Grimm gekommen und hatte den Katt gemahnt, von seinem Werke abzulassen. Darum, als der Tod den muthigen Gruß des Mütterchens und den Namen Gottes vernahm, mußte er die Menschen fürder verschonen. Und seitdem hat man ihn nirgends mehr gesehen.

52. Katt auf Nuckö.

Einst war Katt auf der Insel Nuckö erschienen. Da sah man ihn als einen grauen Mann. In der einen Hand trug er ein Licht, in der anderen einen Stab, im Arm ein Buch und auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut. Der graue Mann wanderte nachts von Hof zu Hof, schlug nach in seinem Buche, wer ihm zum Opfer bestimmt wäre und leuchtete Solchen in's Gesicht, ob er auch die Rechten getroffen. Wen er dann zu fordern hatte, den berührte er mit seinem Stabe.

Zu jener Zeit der Pest konnte eines Abends ein Bauer auf seinem Lager keinen Schlaf finden. Plötzlich hörte er die Thür knarren. Er hob den Kopf, schaute hin und nahm wahr, wie der graue Mann mit dem Licht eintrat, auf die Schläfer zuging und alle mit seinem Stabe berührte, worauf sie tief zu ächzen begannen. In der Wiege schlief ein kleines Kind, bei dem blieb der graue Mann stehen, blätterte in seinem Buche und wandte sich ab, ohne es zu berühren. Am anderen Morgen in der Frühe lag das ganze Gesinde schwer krank darnieder, nur der Bauer selbst und sein Kind waren wohltauf. Die Kranken aber starben alle bevor noch der Hahn gekräht.

53. Der dankbare Katt.

Es war schon spät im Herbst, als Katt auf seiner Fahrt durch's Land in einem großen Dorfe Einkehr halten wollte, wo er zuvor noch nie gewesen. Das Dorf lag unten am Berge und ein steiler Weg führte in's Thal hinab. Da nun der Weg schlecht war und Katt toll und blind den Berg hinabstürmte, fiel sein Gefährt um und brach die Achse. Das verdroß ihn gewaltig, denn er konnte keinen Aufenthalt leiden.

Es traf sich aber, daß ein Bauer aus dem Dorfe eben hinaufgefahren kam, der hatte des fremden Mannes tolle Fahrt und seinen Unfall bemerkt, trat hinzu und rief: Dir mag wohl unser Weg nicht bekannt sein, sonst wärest Du bedächtiger gefahren! Laß einmal sehen, ob wir den Schaden nicht bessern können!

Darauf schaffte er Stricke aus seinem Wagen herbei und begann die Achse zusammen zu schnüren, so gut es eben ging. Katt aber sah zur Seite und sprach kein Wort.

So, sagte der Bauer, als er sein Werk vollendet hatte, neu ist's zwar nicht geworden, Du kannst aber ruhig weiter fahren, bis Du vor die Dorfschmiede kommst!

Nein! rief Katt, ergriff hastig die Zügel und wandte das Roß um. Weiter will ich nicht fahren! Um Deinetwillen soll das ganze Dorf verschont bleiben. Geh hin und sage den Deinen, daß Du dem Katt geholfen hast!

Als der Bauer diese Worte vernahm, wäre er vor Schreck fast umgefunken. Katt aber trieb sein Roß an und war im nächsten Augenblick schon wieder oben auf dem Berge, wo er wie eine Wolke verschwand.

Der Bauer kehrte um und erzählte den Leuten im Dorf sein Erlebnis. Da wurden sie über die Maßen froh, zündeten ein Freudenfeuer an¹⁾ und ließen es viele Tage brennen.

54. Der geizige Bruder.

Es waren einmal zwei Brüder, davon war der eine reich, der andere aber arm. Der reiche Bruder hatte viel Hab und Gut und ward weit und breit für den reichsten Mann gehalten. Aber der arme Bruder hatte nichts und lebte von seiner Hände Arbeit, so gut es eben ging.

Er hatte auch oftmals den reichen Bruder um eine Gabe gebeten, der aber schickte ihn immer wieder mit leeren Händen heim und nannte ihn obendrein einen Faulenzler und Thunichtgut.

Seitdem trafen sie selten irgendwo zusammen. Der reiche ward immer reicher und geiziger, dem armen ging es immer schlimmer und eines Tages hieß es, der arme Bruder sei gestorben.

Er war auch wirklich todt. Sein Weib hatte aber kein einziges Gewand, um die Leiche zu kleiden. Die Bretter zum Sarge gaben die Nachbarn her und zimmerten auch den Sarg zurecht. Da faßte sich die Wittwe ein Herz und machte sich wegen der Todtengewänder zum reichen Bruder auf.

Es traf sich, daß er gerade von Hause war, sein Weib aber erbarmte sich der Wittwe und gab ihr Alles, wessen sie bedurfte.

Der Todte wurde nun glücklich bekleidet und in den Sarg gebettet.

Als der reiche Bruder heimkehrte und erfuhr, was sein Weib gethan, ward er zornig, schalt das Weib und fluchte dem todtten Bruder. Damit nicht genug, machte er sich auf und fuhr zum Sterbehause, wo er auf's Neue gräßlich zu schelten

und fluchen begann. Endlich trat er an den Sarg, hob den Leichnam auf und riß ihm die Gewänder ab. Dabei schrie er ohne Unterlaß: Das ist mein, das ist mein!

Aber wie erschrak er, als er den Todten wieder in den Sarg legen wollte! Der Leichnam hing an seinem Halse fest und wich nicht mehr von ihm.

So mußte er den todtten Bruder mit sich tragen bis an sein klägliches Ende.

55. Der reiche und der arme Bruder.

Es waren einmal zwei Brüder, davon lebte der eine im Ueberfluß, der andere aber war ganz arm. Wie es nun der Welt Lauf ist, daß Reichthum nicht der Armuth achtet, so war es auch zwischen den Brüdern. Der reiche ließ dem armen nicht einmal einen Löffel Suppe zukommen.

Nun geschah es, daß der reiche Bruder ein großes Fest gab. Der arme Bruder glaubte auch geladen zu werden, aber er hoffte vergebens.

Da fiel ihm ein gutes Mittel ein. Er ging hin zum Fluß und fing drei große Hechte. Die bring' ich dem Bruder, sprach er, vielleicht hat es doch einen Segen!

Er schaffte die Fische auf den Hof des Bruders und redete ihn demüthig an wie einen großen Herrn. Aber es half ihm nichts. Der Bruder sagte: Schönen Dank! drehte ihm den Rücken und ging fort.

Was sollte der arme Bruder thun? Er kehrte um und ging seines Weges.

Unterwegs ward er gar betrübt und dachte: Einen Bruder hab' ich ja dem Namen nach, aber er ist noch schlimmer, als ein ganz Fremder!

Auf einmal sah er einen alten Mann am Wege sitzen. Der Alte stand rasch auf, kam auf ihn zu und fragte: Freund, warum schaust Du denn so trübselig in die Welt?

Trübselig oder nicht, sprach der arme Bruder, aber es ist mir schon recht gesehen! Brachte ich da meinem reichen Bruder drei Fische zum Geschenk und erhielt nicht einmal einen Trunk zum Dank!

Aber irgend etwas wirst Du doch wohl erhalten haben? sprach der Alte.

Ei ja, schönen Dank sagte man mir, das ist Dein etwas!

Der Alte sprach: Gib den schönen Dank mir und Du sollst ein reicher Mann werden!

Nimm ihn nur zu! sagte der arme Bruder.

Jetzt unterwies ihn der Alte und sprach: Geh nach Hause, suche die Armut unter dem Ofen hervor und wirf sie in den Fluß, so sollst Du bald merken, wie es sich mit Dir wenden wird!

Damit ging er seines Weges und der arme Bruder kehrte heim.

Da fanden sie auch die Armut unter dem Ofen, ergriffen sie und warfen sie in den Fluß.¹⁾

Jetzt gerieth dem armen Bruder Alles wohl, was er nur angriff, so daß es schier ein Wunder war, wie er vorwärts kam. Seine Aecker trugen reiche Frucht, seine Herde wuchs, seine Scheunen und Ställe standen bald stolzer da, als bei dem reichen Bruder.

Als der reiche Bruder das sah, ward er neidisch und begehrte zu wissen, woher der Andere den Reichtum habe? Als er ihn nun immer drängte, bekam es der Andere satt und

sprach: Woher ich den Reichtum habe? Ich zog die Armut unter dem Ofen hervor und warf sie in's Wasser. Daher habe ich's jetzt!

Daher hast Du es also? schrieb der reiche Bruder. Warte nur, Deinesgleichen soll es mir nicht zuvorthun!

Darauf ging er an den Fluß und wollte die Armut fangen, von der der andere Bruder Alles erhalten hatte. Er fing und fischte und that nichts Anderes, bis er die Armut endlich fest hatte.

Wie er sie nun daheim beschaute und betastete, da schlüpfte sie ihm unter der Hand fort und verbarg sich unter seinem Ofen und da konnte sie Niemand mehr herausholen.

Seitdem ging es mit dem reichen Bruder schlimm und schlimmer, bis er endlich ganz arm ward und ist auch arm geblieben.

56. Warum Hund und Kaze und Kaze und Maus einander feind wurden.

Vorzeiten lebten Hund und Kaze mit einander in guter Freundschaft und die Kaze that auch der Maus kein Leid. Da hatten aber einmal die Hunde auf dem Felde Hasen und anderes Wild erwürgt und gefressen. Wegen dieser Uebelthat erhoben die übrigen Geschöpfe Klage bei Altvater und der beschied die Hunde sogleich vor Gericht. Da entschuldigten die Hunde ihr Verbrechen und sagten aus, sie wären dazu gezwungen gewesen, da sie nichts zu fressen hätten. Das Gericht prüfte ihre Sache mit Sorgfalt und gab ihnen zum Theil Recht,

anderen Theiles aber erachtete es ihre That doch für böse und nannte sie ein öffentliches Schelmenstück. Darauf erlaubte Altvater den Hunden fürder nur das fallende Vieh zu fressen. Ueber diesen Bescheid erbaten sich die Hunde ein schriftliches Zeugniß und erhielten es auch. Das Zeugniß nahm auf Wunsch der Hundeverammlung der Hirtenhund in seinen Verwahr, da er der größte und verlässlichste unter ihnen war. Das geschah aber im Herbst, als es überall feucht war, so daß es dem Hirtenhunde viele Sorge machte, wie er das kostbare Zeugniß vor Nässe und Untergang in Acht nähme, da er doch weder im Walde noch hinter dem Hause ein trockenes Plätzchen fand. Als es nun eines Tages heftig regnete, gedachte er in der Angst seines besten Freundes, des Katers, der ja immer im sicheren Stübchen oder auf dem Ofen saß. Den bat er nun das Zeugniß unter seine Hut zu nehmen, der Kater aber versprach es gern und rieb seinen krummen Buckel gegen des Freundes Füße. Darauf legten sie das Zeugniß oben auf den Ofen nieder, wo es freilich warm und sicher liegen konnte.

Eines Morgens geriethen die Hunde im Walde an ein Küßlein, das sich gerade niederwarf und wälzte. Da liefen sie alle auf das Roß zu, bissen es todt und verschlangen es. Darüber ward neue Klage bei Altvater erhoben und zornigen Sinnes beschloß er die Uebelthäter ernstlich zu strafen. Als sie nun wieder vor Gericht standen, wurden sie schuldig befunden, das Roß erwürgt und Altvaters Gebot übertreten zu haben und sprachen sie also die Richter des Todes schuldig. Diesem Urtheil aber widerstritten die Hunde und sagten aus, sie hätten gerade nach Altvaters Worten gehandelt, da er ihnen Alles frei gegeben, was zu Fall käme, und da nun das Roß gefallen sei, wäre es ihre Beute geworden. Denn davon habe Altvater kein Wort geredet, daß das gefallene Thier auch schon todt sein müsse.

Auf diese Entschuldigung beehrte das Gericht von ihnen das Zeugniß, welches sie von Altvater erhalten. Da es aber der Hirtenhund nicht bei sich trug, kniff er den Schwanz ein und jagte eilenden Laufes zu seinem Freunde. Der sprang den Ofen hinauf und suchte und kratzte nach dem Papier, aber es war vergebens! Die Mäuse hatten das theure Zeugniß zernagt.

Da ward die Kaze den Mäusen so böse, daß sie ihnen Tag und Nacht nachzuspüren und sie zu fressen anfang und das thut sie bis heute. Der Hund aber faßte einen Haß auf die Kaze und leben beide noch heutigen Tages in Feindschaft.

Jetzt getraute sich der Hirtenhund nicht zu den Anderen zurückzukehren ohne Zeugniß. Derweilen warteten sie vergeblich, gingen ihm endlich nach und forschten nach ihm allerwegen, aber sie konnten ihn nicht finden. Darum läuft noch heutigen Tages ein Hund, wenn er einen anderen sieht, gleich auf ihn los, um zu erfahren, ob er nicht Altvaters Zeugniß bei sich trage.

57. Das Gottesurtheil.

Es war einmal eine reiche Bauerndirne, die hieß Tio. Sie war schön von Angesicht wie eine Apfelblüthe, frommen Herzens und rein von Sitten, also daß die Freier in Scharen kamen und sie zum Weibe beehrten. Sie aber hieß Alle gehen und erwählte einen armen Jüngling zum Bräutigam. Darüber zürnten die verschmähten Freier, begannen Uebles von der Dirne zu sprechen und rühmten sich ihrer heimlich empfangenen

Gunft. Das kränkte den armen Bräutigam gar sehr und er sprach zu der Jungfrau: Die Leute sagen Dir das Böseste nach und die jungen Bursche rühmen sich Deiner Gunst!

Die Dirne sprach: Glaubst Du denn, was sie reden?

Er antwortete: Ich glaube es wahrhaftig nicht, aber sie wollen nicht davon schweigen!

Da sprach Tio festen Muthes: Es ist mir zu wenig, daß Du es nicht glaubst! Ihr sollt aber meiner Unschuld Zeugen werden, denn Gott wird mir helfen. Morgen ist Johanniſtag. Geh in's Dorf und sage den Leuten an, daß sie sich nach dem Gottesdienst am See versammeln. Da werden die bösen Mäuler zu Schanden werden!

So geschah es. Nach dem Gottesdienst waren alle Leute beim See versammelt, standen da, lachten und fragten: Was wird die feile Dirne thun? Tio aber trat vor die Menge hin und rief: Ihr Verleumder meiner Ehre! Seht Ihr den gewaltigen Felsblock, der hier am Ufer liegt? Keines Menschen Kraft kann ihn um eines Haares Breite von seinem Lager rühren! So Ihr mich aber unschuldig gelästert habt, wird Gott meinem schwachen Arme Kraft verleihen, daß ich ihn allein hebe und weit in den See schleudere!

Kaum hatte sie das gesagt, da ergriff sie den ungeheuren Block wie die Dorfbuben ein Schleudersteinchen, hob ihn hoch in die Luft und warf ihn in den See. Wild sprühte das Wasser auf und donnernd sank der Stein in die Tiefe, doch ragte er noch um eines Mannes Länge aus den Wellen hervor und steht so bis auf den heutigen Tag.

Da schriean Alle auf vor Entsetzen, liefen hin zu der Jungfrau und baten sie demüthig um Vergebung wegen ihres schändlichen Veredes. Sie aber verzieh Allen und kehrte mit ihrem Bräutigam glücklich in ihres Vaters Haus zurück, wo sie bald Hochzeit feierten.

Wenn nachmals in diesem Dorfe ein Bräutigam Mißtrauen faßte gegen seine Braut, soll es wohl geschehen sein, daß er von ihr den Steinhwurf der Tio verlangte und haben auch viele Jungfrauen die Probe bestanden. Etliche aber weigerten sich und so ist die Sitte in Vergessenheit gerathen.

58. Die Schwalbe.

Es war einmal ein böser Mann und Trunkenbold, dessen Weib sorgte von früh bis spät im Hause und schaffte mit Fleiß und Mühe Alles herbei, wessen sie bedurften. Eines Tages kehrte der Mann wieder ganz von Sinnen heim und polterte in's Haus. Die Frau aber saß fleißig am Webstuhl und trug dabei ihr Kind im Schoß, das sie einullte. Voller Wuth sprang der Mann auf den Webstuhl zu, stieß das Weib beiseite, ergriff eine Axt und zertrümmerte den Webstuhl. Darüber fing das Weib an zu weinen, der Mann aber ward noch zorniger, erhob die Faust und ließ sie schwer auf den Kopf des Kindes niederfallen, daß es augenblicklich verschied. Dann schlug er mit einem Prügel so lange auf das Weib ein, bis es halb todt nieder sank.

Der Alte Gott erbarmte sich aber des Weibes und verwandelte es in eine Schwalbe.¹⁾ Schwirrend flog sie dem Manne unter den Händen auf an's Gebälk und wollte zur Thür hinaus. Der Mann zog sein Messer und schlug nach ihr, konnte sie aber nicht ordentlich treffen und hieb ihr nur den Schwanz mitten entzwei. Da flog sie hinaus vor die Thür, von da unter das Dach und schwang sich durch das Giebelloch

hoch in die Lüfte. Da lebt ihr Geschlecht noch heute und wenn einmal eine von ihnen auf dem Zaun rastet, so singt sie das Lied:

Witt, witt bewelk,
 Schlag den Webstuhl in Stück',
 Zi, zi, zehr,
 Schlag mich selbst so schwer,
 Bivist, bivist
 Und mein Kind ermordet ist!

Auch die Kleidung trägt sie noch wie zur Stunde, da sie verwandelt ward: ein schwarzes Tuch um den Kopf, ein rothes um den Hals gebunden, ein hübsches weißes Hemd und ein kohlschwarzes Röckchen. Und heute noch fürchtet die Schwalbe ihre Verwandten, die Menschen, nicht so sehr, wie es die anderen Vögel thun, sondern baut an ihren Häusern zutraulich ihr Nest.

Anmerkungen.

1. Widewif, Koit und Hämarik.

¹⁾ Es gehört zu den bekanntesten Verdiensten Fählmann's, die Sage von Koit und Hämarik, diese Perle estnischer Mythendichtung, als Erster von Allen dem Volke abgeläutert und aufgezeichnet zu haben. Seit ihrer ersten Veröffentlichung (in den Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat, 1840, Heft 3) ist jetzt fast ein halbes Jahrhundert verflossen und der groteske Streit, der sich damals um die Frage ihrer Echtheit drehte, längst vergessen. Die estnische Alterthumsforschung that vor fünfzig Jahren gerade ihre ersten Schritte und die Unsicherheiten und Irrwege derselben erklären sich am leichtesten aus der Spärlichkeit des bis dahin für die heimische Mythenforschung beschafften Materiales. Im Märchen deutet die kleine blaue Flamme, welche irgendwo dem Boden entsteigt, auf einen vergrabenen Schatz. Unsere Mythologen der vierziger Jahre hatten die blaue Flamme wahrgenommen, von dem heimlichen Schatz der estnischen Archäologie aber, wie er in der Sage und im Volksliede sich verbarg, war ihnen auch damals noch nicht viel mehr offenbart, als Jacob Grimm in seiner Deutschen Mythologie davon mittheilt. So geschah es, daß die Gelehrten und Ungelehrten jener Zeit, obgleich aller Mittel der Kritik bar, die Publication Fählmann's ihren Zweifeln und Spöttereien unterwarfen und ihn, den Ehrenmann, selbst der absichtlichen Fälschung bezichtigten. Den kleineren Geistern jener Zeit, die auf der Spürung nach der fremden Quelle unserer Mythie alle Besonnenheit verloren und endlich (wie der poetische Kruse in seiner „Urgeschichte des Estnischen Volksstammes“ pag. 184) Koit und Hämarik in *κοίτος* und *ημέρα* wiederentdeckten, — diesen Phantasten darf man solche Unverständigkeiten leicht nachsehen, da doch selbst der große Castrén noch ein Decennium später (in seinen „Vorlesungen über die finnische Mythologie“, Schiefner-Ausgabe, St. Petersburg 1853, pag. 66) unsere Mythie zwar „unendlich schön“ fand, aber sie nicht ohne ein leises Mißtrauen aufnahm. Die heutige Forschung würde sich mit einem solchen Mißtrauen aus inneren und äußeren Gründen nicht hervorwagen, da die Mythie selbst nicht nur an verschiedenen Orten und von verschiedenen Personen aus dem Volke erzählt, gehört und aufgezeichnet

worden ist, sondern auch völlig dem Wesen der mythischen Dichtung des Volkes angehört.

Wie man hier ganz ernsthaft *κοιτος* und *ημερα* mit Koit und Hämariik zusammengeführt hat, so begegnen wir ähnlichen mythologischen und ethymologischen Spielereien auf unserem Gebiete überall, wie z. B. der erstaunlichen Vergleichung von ostseefinnischem Jumala mit hebräischem *jum* + *hal* (*jom* + *el*) oder schwedischem *gammal* u. dergl. mehr. Die Felder junger Wissenschaften dienen nicht nur reifen, besonnenen Forschern zu Arbeitsfeldern, sondern auch Dilettanten zu Tummelplätzen und Phantasten zu Jagdgründen. Jünger noch als die arische vergleichende Sprach- und Mythenforschung ist die turanische. Diese Jugend und jener Dilettantismus erzeugten so manches Abenteuer im Schoße der letztgenannten Wissenschaft. Es hat eine Zeit gegeben (und sie ist noch die Gegenwart mancher Romantiker), wo man unter der Herrschaft der Gefühle und Vorstellungen, die aus dem intimen Verhältnisse einiger bedeutenden Gelehrten zu dem indogermanischen Geiste und seiner Culturentwickelung, sowie aus der natürlichen Bewunderung ihrer Größe flossen, sich von dem Grundsatz bestimmen ließ, daß das ganze altajische Studium aus dem Gesichtspunkte seiner Abhängigkeit von dem indogermanischen zu leiten, daß ferner das altajische geistige Völkervermögen in der Hauptsache dem indogermanischen abgeborgt sei und daß diese prähistorische und historische Anleihe auf jeden Fall nachgewiesen werden müsse. So hat man auch den Ostseefinnen ihre Mythologie, ihre Dichtung (Inhalt und Form, Alliteration und sogar den parallelismus membrorum), endlich ganze Provinzen vom Reiche ihrer Sprache abnehmen und den Arien zuwenden wollen. Solchen auf ein falsches wissenschaftliches Princip fundirten Bemühungen ist, soviel ich sehe, auf linguistischem Gebiet zuerst mit aller Schärfe und weitreichender Gelehrsamkeit der berühmte Chinesologe und altajische Sprachforscher Wilhelm Schott in Berlin entgegengetreten. Die ostseefinnische Mythologie aber erwartet noch ihren Forscher, der sie ohne unwissenschaftliche Parteinahme und Voreingenommenheit in einem großen Bilde zur Darstellung brächte.

Um zu unserem Märchen zurückzukehren, so unterscheidet sich seine Gestalt von der Fählmann'schen Aufzeichnung, in der nur Koit und Hämariik auftreten, nicht nur in mehreren Nebenbeziehungen, sondern hauptsächlich durch die Einführung der Widewik, welche die Nothwendigkeit der beiden Offenbarungen der Sonne, des Morgenroths (Koit) und des Abendroths (Hämariik), neu motivirt. Dämmerung (Widewik) gehört nicht in das helle

Reich Uktwats, des Lichtgottes Uko. Die Sonne erleuchtet den Tag, Morgen- und Abendroth verschenke die Schatten der sonnenlosen Uebergangsstunden und selbst die Nacht empfangen noch dämmernde Helle von dem halben Licht des Mondes und der Widewik (vgl. das Märchen Nr. 7). — Diejenigen, welche das Studium der gleichen und einigen Quelle aller geistigen Schöpfung, der gleich und einzig organisirten menschlichen Seele verschmähen und anstatt aus der wesentlichen Gleichheit ihrer allgemeinen Functionen auch die Charakterähnlichkeit ihrer metaphysischen Leistungen hervorgehen zu sehen, bei der flüchtigen Vergleichung des ähnlich gefalteten Gewandes ihrer einzelnen Schöpfungstypen stehen bleiben, weise ich darauf hin, daß mit dem Auftreten der Widewik ein prächtiger, recht von Weitem hergeholtter Anlaß geliefert ist, den Ursprung des Schwesterpaars Widewik und Hämariik in dem Doppelgesicht der Sarama, in Harit, *Χαίρος*, Ushas, der Tochter des Dyu etc., ja sogar den Wolf (Teufel) mit seiner Missethat aufzuspüren und so die Wiege der estnischen Mythologie in dem Schilf des Ganges auszuweisen (vgl. Max Müller's „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“, bearbeitet von Böttger, Leipzig 1866, Vorles. IX—XI).

Niedergeschrieben ist diese Mythe zuerst von dem bekannten J. Lagos (dem Kreuzwald so viel zu verdanken hat) nach der Erzählung des Bauern Andrej Kennesk im Dorfe Ulentse in Tarwast (Fellin). „Der Erzähler gehörte seiner eigenen Angabe nach zu einer Familie, in der bis auf die neuesten Zeiten wenigstens kein Priestertum, doch die Ausübung von Zauberformeln und Gebeten erblich gewesen ist. Die Familie nennt sich daher auch *wana targasugu*, d. h. das alte Weisengeschlecht.“ Von Lagos kam die Mythe in Kreuzwald's Hände, der sie Schiefner zur Veröffentlichung überfandte (gedruckt in den *Mélanges russes tirés du bulletin historico-philologique de l'académie impériale de sciences*, tome II, 4-me livraison, St. Pétersbourg 1855). Später ist die Mythe mit mehr oder weniger wesentlichen Abweichungen von dem oben angeführten Text des Kennesk mehrfach, zuletzt aber vom Pastor Eisen in dessen „*Endise põlwe pärandus*“ (Erbe aus der Vorzeit), Dorpat 1883, publicirt worden.

2) Im Estnischen onomatopoeisch: *Laisk tüdruk, laisk tüdruk, ööpik! kiriküüt, waule, waule! too piits, too piits, tsäh, tsäh, tsäh!*

3) Der kleine Stern an der Deichsel des Wagens im großen Bären, neben dem helleren Stern, der den Stier vorstellt. Es war ein Geseß Uktwats, daß der Wolf kein an der Deichsel befindliches Arbeitsthier anfallen dürfe.

4) Die Sommerjonnentwende, St. Johannis des chriſtlichen Feſtkalenders, gefeiert am 12./24. Juni, wo der Sonnengott ſeiner Erde am gegenwärtigſten iſt und dieſes Feſt ſeiner Gegenwart in der Erſcheinungsform des „Rijon“ begeht.

2. Des Sängergottes letzter Abſchied.

1) Der Berg des Taara, d. h. des Uko, des höchſten Himmels- oder Lichtgottes, erhob ſich, wie die Sagen übereinstimmend berichten, an den Ufern des Embach, der Stätte des heutigen Dorpat. In dem Volkſepos Kalewi poeg VIII., 222 flg. erblicken die Kalewiden vom Saabjätw, einem See in der Nähe Dorpats, dieſen heiligen Berg:

Und des Kalew junge Söhne
Wanderten nun rüſtig weiter,
Südwärts wohlgemuth die Wege
Einen Tag und noch den andern
Und zum Theil am dritten Tage,
Biſ ſie endlich unverſehens
Einen kleinen See erreichten
Zwiſchen hohen Uferhügeln.
Lieblich war er allerwegen:
Auf den Wellen ſchwamm die Wildgans,
Schwänefcharen an den Ufern,
Enten unterhalb der Fähre,
Aufwärts aber graue Vögel.
Von dem Ufer in der Ferne
Sah'n ſie weiter gegen Weſten
Schön ſich Taara's Hain erheben
Herrlich auf dem Bergeshaupte,
Goldig-grün im Blätterglanze.
Und im ſegenreichen Thale
Rollte ohne Raſt der Embach,
Leuchtend hell im Licht der Sonne,
Hin zum Peipusſee die Wogen...

Abendajelbſt, XII., 482 flg.:

Und des Sommers ſchönſter Feſttag,
Eine frohe Jubelfeier

Führte nun aus weiter Ferne
Alles Volk zum Berge Taara's,
Hin zu Spielen und zu Scherzen.
Schiffe von dem Peipusſtrande
Wallten auf des Embachs Wellen
Luſtig in der Waſſerwiege
Zu der hohen Taara-Stätte...

2) Der Gott des Gefanges und der Dichtkunſt; urſprünglich der Gott der Erde, der mit herrlichen Schöpfungsworten die wüſte Erde zu einer Wohnſtätte für den Menſchen umſchuf.

3. Die Nordlichtgeiſter.

1) Die Nordlichtgeiſter repräſentiren nach urſprünglicher eſtniſcher Anſchauung mit einander kämpfende Dämonen, von deren glänzenden und funkenſprühenden Schwertern der Himmel widerſtrahlt. Holzmayer (Viliana, Dorpat 1872, pag. 48 flg.) führt folgende, die Erſcheinung des Nordlichts bezeichnenden Ausdrücke der Inſel-Eſten an: taewas lööb lahti (der Himmel ſchlägt auseinander), taewas lööb luhki (der Himmel ſpaltet ſich; luhki ſteht für löhki), taewas läkib (der Himmel flammt; läkib für läigib), taewas lökleb (der Himmel flammt; lökleb für löitleb = flackert), taewas wehkleb (der Himmel ſicht, kämpft), für welch' letzteren Ausdruck man auf dem Feſtlande auch wirmalised taplewad (die Nordlichter, Nordlichtgeiſter kämpfen) ſagt. Wiedemann citirt in ſeinem eſtniſch-deutſchen Wörterbuch folgende Phraſe des Dörpſchen Dialekts: mes te wehklete kui wirmalise' sääl walge eon (was ſechtet ihr da wie das Nordlicht kui wirmalise' sääl walge eon) — Weiter wird Holzmayer aus Moon berichtet: „In heiligen Nächten ſieht man den Himmel ſich ſpalten; an den beiden Rändern der Spalte erblickt man zwei bewaffnete Krieger. Da ſie ſich bekämpfen wollen, um ſich zu bewältigen, ſpaltet eben die Gottheit (Jumal), weil ſie dieſe Bewältigung nicht zulaffen will, den Himmel und trennt ſie ſo von einander. Durch die ſo entſtandene Spalte aber verbreitet ſich ein Lichtſtrom über die Erde.“

Auf ſeiner Meerfahrt zum Weltende gelangt der Kalewjohn in das ſchweigende Dunkel des polaren Nordens, wo alles Leben unter ewigem Eiſe erſtarrt iſt. Da flammt plötzlich am Himmel das Nordlicht auf (Kalewi poeg XVI., 882 flg.):

Sieh, da schienen Nordlichtgeister,
Im Gefecht am Firmamente
Mit den Silberspeeren sprühend
Und die goldnen Schilde schüttelnd,
Nöthlich auf das Schiff hernieder. . .

Darob ergreift Entsetzen die Schiffsmannschaft, der Kalewsohn aber ruft lachend:

Laßt doch nur die Nordlichtgeister,
Laßt der Silberspeere Blitze
Und der goldnen Schilde Schütteln
Uns den Feuerbogen spannen,
Daß in seines Lichtes Schimmer
Weiter wir den Weg erkennen!
Nicht der Mond wollt' uns begleiten,
Längst verbarg sich schon die Sonne —
Gnädig führt die Nordlichtgeister
Uko jezt zum Feuerkampfe!

4. Der Sohn des Donnerers.

1) Vgl. das Märchen Nr. 10 der 1. Lieferung der „Sagen und Märchen“. — Auf eine ausführliche Behandlung des reichen mythologischen Inhalts kann ich mich an dieser Stelle nicht einlassen. Das Nothwendigste ist in Folgendem bemerkt: Der oberste Lustgott Uko oder Äike offenbart sich in den Ereignissen der Atmosphäre und trägt nach der Natur derselben verschiedene Epitheta. Bald heißt er Kōu, der Donnerer, bald Piker, der Blizende, auch wohl einfach Gott (Jumal). Von seinem feurigen Bogen entsendet er im Gewitter die glühenden Pfeile („Pikse noolid“), wie es z. B. in einem Gebet in der Kalewala (Rune 33, Vers 264 sq.) heißt:

Uko, Du, der Götter Höchster,
Spanne Deinen großen Bogen,
Wähl' den besten Deiner Bogen,
Lege einen Pfeil von Kupfer
Auf den Bogen voller Feuer,
Laß den Feuerpfeil dann fahren,
Schieß den Kupferpfeil vom Bogen,
Schieß ihn durch des Mannes Arme,
Durch das Fleisch der beiden Schultern! ic.

Uko und Äike (finnisch Äijä, bei den Lappen Aija oder Aijeke mit derselben Natur und Eigenschaft), selbst ursprünglich Epitheta, bedeuten nichts anderes als Vater, Urahn, wofür das spätere Märchen geradezu Wana isa (Urvater) setzt. Ein Epitheton ist auch der biblische Lijon. — Als Gott der Atmosphäre stellt Uko (Kōu, Äike, Piker) vorzüglich auch den Fruchtbarkeit verleihenden Saaten- und Erntegott dar. Gutsclaff hat uns ein altestnisches Gebet aufbewahrt, das sich folgendermaßen an den Erntegott Uko (Piker) wendet: „Lieber Donner(er), wir opfern Dir einen Ochsen, der zwei Hörner und vier Klauen hat, und wollen Dich bitten um unjer Pflügen und Säen, daß unser Stroh kupferroth, unser Getreide goldgelb werde. Stoß anderswohin alle schwarzen, dicken Wolken über große Sümpfe, hohe Wälder und breite Wüsten. Uns Pflüger und Säern gieb aber fruchtbare Zeit und süßen Regen. Heiliger Donner(er), bewahre unseren Acker, daß er trage gut Stroh unterwärts, gute Aehren überwärts und gut Korn innenwärts.“

Daß Uko in unserem Märchen einen Sohn hat, entspricht zwar der estnisch-finnischen Anschauung, die jeden Gott als Familienvater betrachtet, und auch die Erzählung von dem Fehltritte des Uko-Sohnes stimmt mit verwandten Vorstellungen überein; ob es sich dabei aber um einen wirklichen Sproßling des Göttervaters und seiner Gattin handelt, muß ich hier ununtersucht lassen.

2) So wird der Teufel bei seinen Verträgen mit Menschen häufig geprellt. Für einen ausbedungenen schwarzen Hasen empfängt er eine schwarze Rahe, für Ziegenmilch geschmolzenes Fichtenharz, für eine Ruß einen Kieselstein u. dergl. mehr. Was den Hahn betrifft, der früher auch Uko geopfert wurde, so gilt er in späterer Zeit als dem Teufel feindlich. Wenn er um Mitternacht zum ersten Mal kräht, soll er den Teufel in seiner wahren Gestalt erblicken.

3) Der Aar des Nordens gehört zu den mythischen Vögeln. Ebenso die blaueflügelte Siuro, die ausdrücklich Uko's Tochter genannt wird.

5. Die Milchstraße.

1) Estnisch linnutee oder linnurada (finnisch linnun rata), Vogelstraße, Pfad der Vögel. Die Milchstraße als Pfad der Götter und Menschen wird mehrfach im altestnischen Volksliede erwähnt. Uebrigens gilt die Milchstraße dem Volke noch heute als Wetterprophetin. Aus der

Färbung, Stellung und Gruppierung ihrer Sterne entnimmt man gern Omina für den Charakter des bevorstehenden Winters.

²⁾ Die Erzählung von der Brautfahrt der Himmlischen ist bekanntlich in weit schönerer Vollständigkeit im Kalewi poeg erhalten, wo freilich die göttliche Natur der Linda (Lindu) sehr verdunkelt wird. Dieser Mythos kehrt aber auch in anderen Runen wieder. So überliefert uns Hurt (Alte Harpe, Kief. 3, pag. 199 flg.) ein Fragment, welches die Werbung um die Ilma-Tochter (Tochter der Luft) besingt. Da heißt es:

Waltete hin der Mond zur Werbung,
 Ago (Himmelsglanz) bot den Freierwein:
 Gruß Dir, schöne Ilma-Tochter,
 Kluges Kind Du unter'm Himmel!
 Willst des Mondes Weib Du werden,
 Folgen seinem Sohn als Braut?
 Will des Mondes Weib nicht werden,
 Auch die Braut nicht seines Sohnes!
 Wechselnd nimmt er ab und zu,
 Ganz verschwunden ist er dann,
 Steigt am Abend himmelan,
 Sinkt des Morgens früh zur Ruh.

Das Lied berichtet im Weiteren, wie auch die Sonne abschlägigen Bescheid erhält und erst der Stern von der Ilma-Tochter erhört wird.

6. Die Jungfrau von der Waskjala-Brücke.

¹⁾ Der moderne Name der Brücke lautet, wie Kreuzwald ihn in der estnischen Niederschrift dieses Märchens kennt und nennt, Waskjala sild, corrumpt aus altestnischem Waskiala (Suffix la). Weder Kreuzwald, noch die Späteren haben über den Ort und die Bedeutung des Eigennamens etwas beigebracht. Deshalb erwähne ich hier, daß es sich um die von Alters her angesehene Ortschaft Waskiala handelt, die noch jetzt als Waskjala küla (Dorf Waskjala) im Kirchspiel St. Jürgens, nah bei Rebal, fortbesteht. An dem gleichnamigen Fluß erhob sich einst der heilige Hain der Göttin Waskia, einer Luftgotttheit, die mit dem Monde in nächster Verbindung steht und als die Schützerin jungfräulicher Schönheit und Reinheit verehrt wurde. Bis auf die jüngste Zeit hat man daselbst Opfersteine gefunden.

²⁾ Vgl. die Anmerkung zu Nr. 8.

7. Die Färber des Mondes.

¹⁾ Eine alte Schöpfungsrune (in den Myth. und mag. Liedern der Esten, pag. 24 flg.) lautet:

Einstmals, einstmals trat das Weltall,
 Trat das herrliche in's Dasein,
 Ward erschaffen voller Weisheit,
 Ward mit Sternen überstreuet,
 Ward mit Wolken überwoben.
 Und ich wußt' es, wie der Himmel,
 Wie des Mondes Haus gemacht ward
 Und der Horst des Sonnenherrschers.
 Aufschlag ward gewebt zu Mittag,
 Einschlag in des Frühroths Hause,
 Späteres in der Sonne Halle.
 Dort ist all die seid'ne Bläue,
 Sammet von des Mooßes Farbe,
 Dort die buntgestreifte Röhre
 Und der goldiggelbe Schimmer
 Auf dem Webestuhl gewirkt,
 Auf dem Trittbrett schnell vollendet.
 Sieh, da wob man die Gewänder
 Und bereitete die Sinnen,
 Womit man die Welt verschönte
 Und des Himmels Ränder färbte,
 Weit das Wolkenheer besäumte,
 Bunt des Weltalls Enden malte,
 Daß sie schimmerten am Abend
 Und bei Sonnenaufgang glänzten!
 Dort erschuf man alle Sterne,
 Schuf den bunten Regenbogen,
 Wob ein Goldgewand dem Monde
 Und ein Strahlenkleid der Sonne.
 Der uralt' urweife Vater
 Hatte wohl das Werk vollendet,
 Schön die ganze Welt geschaffen!

2) Ilmarine, der spätere Gott der Schmiedekunst, ist die älteste Luft- und Wettergotttheit, die über die ganze Region des Aethers und über die Vorgänge daselbst gebietet, also auch über das himmlische Feuer, den Blitz. Nachdem Ilmarine dem Uko die Herrschaft über den Luftkreis abgetreten, ward aus ihm mehr und mehr der kunstreiche Götterschmied, ein geringerer Beherrscher des Feuers, der auf Uko's Geheiß an der Schöpfung der Welt theilnimmt. In dem ältesten Bericht, der seiner Person Erwähnung thut, nämlich in der Vorrede des Bischofs Agricola zu seiner finnischen Uebersetzung des Psalters (erschien im Jahre 1551), Vers 11 und 12, heißt es von ihm: „Ilmarine machte Stille und Wetter und geleitete die Reisenden“ (Ilmarinen Rauhan ja ilman tei, Ja Matkamiehett edeswei).

3) Der von den glänzenden Pfeilen des Wettergottes ewig verfolgte, ex professo lichtscheue Teufel kann natürlich nur im Dunkel thätig gedacht werden. So ruft Held Kalew (Kalewi poeg XII, 101 flg.) den Söhnen des Peipus-Zauberers, die ihn im finsternen Dickicht überfallen, scheltend zu:

Pfui doch, ihr verruchten Geister!
 Unter tiefer Dämm'ring Decke
 In dem Schoß und Schuß des Abends
 Stürmt doch sonst nur ein der Böse
 Mit der Hüllenhündin Söhnen!

4) Wie der Mythos im Märchen verflachen kann, zeigt eine hierhergehörige, zwar auch auf dem Festlande nicht unbekante, doch, soviel ich sehe, zuerst durch Holzmayer (a. a. D. pag. 46) von den Inseln aufgezeichnete Ueberlieferung, die fast allen Zusammenhang mit dem zu Grunde liegenden Mythos verloren hat:

„Zwei Dieben schien bei ihrem nächtlichen Gesäfte der Mond zu helle. Um ihn unschädlich zu machen, stiegen sie mit einer Theerbütte auf eine Leiter hinauf; er stand nämlich gerade recht niedrig. Als sie eben anfangen ihn zu bethereen, überraschte sie Gott und strafte sie dadurch, daß er sie für immer im Monde stehen ließ mit der Theerbütte. Daher sind auch im Monde noch heute schwarze Flecken zu sehen.“

8. Das Weib im Monde.

1) Der Donnerstag und Sonnabend waren heidnische Fest- und Ruhetage. Das Weib, das den Abend eines solchen mit profaner Arbeit entheiligt und die alte Mondgotttheit schilt, empfängt seine Strafe durch Entrückung

in ein keineswegs seliges Leben. Die Scheu vor der Mondgotttheit war so gewaltig, daß es schon für eine Lästerung galt, mit dem Finger auf den Mond zu weisen. Das wurde gleichfalls mit Entrückung bestraft, oder es hieß auch, der Finger werde abfaulen. — Vgl. die Notiz 1 zu Nr. 13, auch Kreuzwald zu Boecler pag. 130.

Bemerkenswerth ist, daß schon die alten epischen Gesänge der stammverwandten Völkern von der Versetzung eines Weibes auf den Mond erzählen. Eine der Mondtöchter („Neitah“), die ihre wilden Kennthierkälber schlachtet, anstatt sie zu pflegen und zu zähmen, wie es die Sonnentöchter thun, muß zur Strafe zum Monde hinauf. Daß es jedoch daselbst auch wohlthätige Plätze gab, erfahren wir aus dem estnischen Volksliede, welches von den „schimmernden Hallen“ des Mondes und deren „ehernem Thor“ singt.

9. Der Wirbelwindsgest.

1) Estnisch Tuulispask, Tuulispää, auch Tuulewood, Wihkelik. Er ist, gewöhnlich unter dem Namen Tuuletaat oder Tuulejumal (Windvater oder Windgott) der Gatte der Marumemm oder Tuule-ema (Sturm- oder Windmutter), Beide aber gelten als Gottheiten der bewegten Luft, die über den Erdboden streicht und sind als solche von den übrigen Luftgottheiten scharf getrennt. Sie haben mit Söhnen und Töchtern ein zahlreiches Göttergesinde und stehen mit den Wassergottheiten in mannigfachen Liebes- und Verwandtschaftsverhältnissen, was sich aus der Wirkung der bewegten Luft auf die Gewässer leicht erklärt. Die ältere und größere Vorstellung von dem Tuulispask ist in einigen Gegenden zusammengeschrumpft und fand man demnach in dem Wirbelwindsgest entweder einen habgierigen und verderblichen, anderer Leute Gut raubenden Windzauberer, oder gewöhnlich die umherstreifende Seele eines alten, böshaften Weibes, d. h. einer Heze, die den Leuten das Heu von der Wiese, die Saat vom Felde und Garten stiehlt und allerlei anderen Schaden verübt. — Bei Holzmayer (a. a. D. im Nachtrag) macht Pastor v. Sengbusch auf Dagden folgende Mittheilung: „Eine Windhoje zog über ein Saatkfeld, da rief einer: Seht einmal, des Kubjas Weib segt die Saat wieder in ihren Sack! — Jetzt gingen allen die Augen auf: was sie für Wind gehalten, war die Alte gewesen.“

10. Die Schmiede des Teufels.

1) Auf der Insel Dagö. Schon der Name (püha lepp, heilige Erle,) deutet auf die frühere Existenz eines heidnischen Opferhaines, den die katholischen Priester, wie in unzähligen anderen Fällen, niederhauten, um auf der Stätte der alten Gottesverehrung den Tempel Christi zu erbauen. So sank der alte Donnergott Uko in der Vorstellung des Volkes allmählich auf die Stufe des Donner und Gepolter verursachenden Teufels und seine Esse ist noch eine Erinnerung an den Bliß des Heidengottes.

12. Der Soldat und der Teufel.

1) Die doppeläugigen Hunde, die Verwandten des Wolfes, wittern und verfolgen den Teufel nicht minder wie es der Wolf selbst, sein Erbfeind von Anbeginn, thut.

2) Der übergeschallte dritte Riemen bildet mit den übrigen die den Teufel bannende Figur des Kreuzes. Zugleich ist an die heilige Zahl der Dreieinigkeit zu denken.

13. Wie des Teufels Sohn ein Weib gewann.

1) Der altheidnische Gott naht den ehemaligen Heiden an einem altheidnischen Festtage. Der Sonnabend hat bis auf die jüngste Vergangenheit in vielen Landestheilen ein gewisses Ansehen behauptet (man ging z. B. nicht am Sonnabend, sondern am Mittwoch in's Bad) und scheint auch heute noch nicht überall dem Einfluß des christlichen Sonntags gewichen zu sein. Die Auffassung, daß es Demjenigen, der am Sonnabend abends allein in der Badestube zurückbleibt, schlimm gehen würde, ist ganz vulgär und es heißt geradezu, daß, wenn es ein Frauenzimmer ist, der Teufel sich dasselbe zum Weibe nehme.

2) Drei Söhne des Teufels finde ich in der estnischen Uebersetzung sonst nicht genannt; die Anzahl bleibt entweder unbestimmt, oder es wird, wie im Märchen Nr. 15, ein Sohn vorgeführt. Letzteres stimmt auch mit den finnischen Runen überein, die den „kleinen Sohn“ des bösen (Wald-) Gottes namhaft machen (Hion poika pikkarainen).

3) Das Aufmachen des Heuschobers mit dem Rechen geschieht derartig, daß der Schober gewissermaßen als aus zwei Etagen bestehend erscheint, die durch eine um die Mitte des Schobers laufende eingesenkte Linie von

einander abgegrenzt sind. Diese Linie heißt der Gürtel (wöö). Ein mit dem Gürtel gekennzeichnete Schober durfte weder von dem Schratt noch vom Teufel geplündert werden (vgl. J. Kunder: „Eesti muinasjutud“ pag. 46, Wefenberg 1885).

14. Der Bauer und die drei Teufel.

1) Wie hier die altestnische Wald- und Heidegöttheit den Hund (estnisch „rakk“, eine noch jetzt gebräuchliche Bezeichnung für Hündchen) im Gefolge hat, so auch der finnische Waldgott Hiisi den „rakki“, dessen Natur als böse geschildert wird.

2) Der Teufel will auf das christliche Fest geladen sein! Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich aber sofort, wenn wir uns daran erinnern, daß das Christfest auf den Termin der altheidnischen Feier der Winter-sonnenwende fällt.

3) Die Sitte, am Weihnachtsfest bestimmte Speisen zu genießen, ist auch bei den Esten heidnische Tradition. Die Festsuppe besteht aus dickem Sauerkraut in Wurstbrühe; außerdem kommt Schweinebraten und namentlich Wurst auf den Tisch. Auch versäumte man nicht Bier zu brauen. Der Tisch bleibt bis zum Morgen des ersten Feiertages gedeckt und die Kerze darauf darf nicht ausgelöscht werden.

4) Das will sagen: Opfere den alten Göttern, die Deine Fluren und Felder segnen, von dem Ueberfluß ihrer Gaben! — Der christliche Bauer kehrt zwar nicht zu den Handlungen des Heidenthums zurück, gewinnt aber auch nicht aus dem Christenthum die nöthige Unterstützung für seinen Widerstand, sondern sucht sie bei dem heidnischen Priester, dem Zauberer, der noch mit der alten Götterwelt verkehrt.

16. Der Forstwart wird ein Doctor.

1) Für die dem Teufel verfallene Seele tritt die Scheidung vom Körper nicht in der gewöhnlichen radicalen Weise ein. Der Hürige des Teufels stirbt zwar für die übrigen Menschen, man kann aber seinen Leichnam nicht bestatten, denn der Körper, der nicht eigentlich todt ist, verschwindet unter irgend welchen schrecklichen Umständen. Obgleich also auch der Körper dem Teufel verfallen erscheint, wird doch die Seele als die einzige Realität betrachtet, da sie, gleichgültig gegen ihre sichtbare Form,

nach dem Tode entweder im Reich des Höllenfürsten und in harten Diensten weiterlebt, oder solche auch auf der Erde in den mannigfachsten Gestalten leistet, wie die Laune ihres Herrn sie ihnen verleiht, z. B. als Pferd vor der Kutsche des Teufels.

17. Der Schatzträger.

1) Was in Nr. 8 und 13 Anm. vom Sonnabend gesagt ist, gilt ebenso vom Donnerstag, dem Tage des Taara, an welchem z. B. Niemand auf der Sackpfeife, dem Instrument des Gottes, spielen durfte, ja in manchen Gegenden (Allentacken zc.) mußte sogar jedes, auch das geringfügigste Geräusch, selbst lautes Sprechen, ängstlich vermieden werden.

2) Die Herstellung des Schratt ist nicht überall die gleiche. Namentlich fehlt ihm in unserem Märchen der lange Lumpenstreif, mit dem er andersorts behängt zu werden pflegte, ein deutlicher Hinweis auf den meteorologischen Ursprung des Schratt-Glaubens. Vgl. Paul Einhorn's Reformatio gen. lett., Riga 1636, Cap. V., wo es u. A. heißt: „Seine Gestalt betreffend, sol er ganz Fehrw-roht sehn, vnd wie ein brennend Fehrw, durch die Luft gar eiligt hinfliehen. Wann er ledig ist, vnd mit Getreide nicht erfüllet, sol er ganz Fehrw-roht, wann er aber Korn vnd andere Dinge gestohlen, vnd sich damit erfüllet, ganz blau vnd abscheulich anzusehen seyn.“ Und Sebastian Münster's Cosmographie (bis 1598), III. Buch, Cap. 497. . . „Es erscheinen in diesem Landt (Livland) zum offtermal des Nachts fliegende Fehrwige Schlangen und ander Teuffels Gespänst“ zc. Vgl. das „Inland“ 1837 Nr. 42 und 1848 Nr. 29 und 30, weiter meinen Aufsatz über baltische Archäologie in Nr. 283 der „Riga'schen Zeitung“, 1887, Blumberg, Quellen und Realien des Kalewipoeg, Dorpat 1869, pag. 37 flg., Rußwurm, Cibosolle II, pag. 241 flg. In einer ältestnischen Beschwörungsformel erscheint der Kobold noch schrecklicher: „Der Du aus der Tiefe der Erde und des Meeres, aus der Höhe und Breite des Himmels, aus allen Weltenden und allen Himmelssternen, aus dem neunten Monat und dem neunten Tage, aus dem neunten Winde und dem neunten Regen, aus dem neunten Holz und dem neunten Stein, aus dem Maitäfer und der Erde Ungeziefer, aus Meeresschaum und Erdenstaub, aus Hezenbutter und Moorschiller, aus Federn und Flachsfasern, Fliegenschwamm und altem Geschwür, aus einem Besenstumpf und Quaststiel, — der Du aus allen wichtigen Dingen zusammengelesen und in die

Lüfte gesandt bist, mögest Du auf ewig gefesselt werden an einen ehernen Pfosten in des Höllenspfuhles tiefsten Grüften!“

Aus Holzmayer (a. a. O. pag. 12) möchte ich noch folgende Erzählung mittheilen:

„Ein Weib ging am Weihnachtsjonnabend, der gerade auf den Donnerstag Abend fiel, in die Badstube mit ein paar abgenutzten Badequästen, alten Lappen, Kienspänen und Kohlen. Sie geht auf den Ofen, macht aus den mitgebrachten Sachen eine Puppe, aus dem Badequast den Körper, aus den Kienspänen Hände und Füße und Gesicht; mit den Kehlen malt sie Augen, Mund und Nase. Als sie damit zu Stande gekommen war, sagte sie: Minu hing ja sinu hing olgu üks! (Meine Seele und Deine Seele sei eins!). Darauf ließ sie drei Tropfen Blut aus dem nimetis-sörm (Goldfinger) auf die Herzstelle der Puppe fallen und sofort stand ein großer Kerl vor ihr mit der Frage: Was soll ich thun? — Ein armer Wirth, der das Weib belauscht hatte, um diese Kunst zu erlernen, verfertigte aus denselben Gegenständen einen Wedaja (Schratt), sagte aber: Sinu hing ja meite wana kirju litsi hing olgu üks! (Deine Seele und unserer alten bunten Hündin Seele sei eins!), auch hatte er kein Blut aus seinem Finger dazu genommen. Sobald er die Worte gesprochen, stand ein Kerl vor ihm mit einem Fuß und sagte: Was soll ich thun? — Was kannst Du denn thun? erwiderte der Wirth, Du hast ja nur einen Fuß. — Deine Schuld, antwortete jener, warum sprachst Du die Worte nicht richtig und warum gabst Du mir kein Blut? Aber gib mir nur Beschäftigung. — So hole denn das für mich, was der andere für das Weib aus der Ferne holt, dann brouchst Du Krüppel nicht weit zu laufen! — Sogleich verschwand der Wedaja. Der Wirth fand zu Hause sein Weib jammernd vor'm Ofen sitzen: Wir Armen, was haben wir? Andere schwelgen und essen Schweinefleisch und frischen Kohl, was sollen wir essen? Nicht ein Stückchen Licht, um das Zimmer zu erhellen! — Sei ruhig, sagte der Mann, gehe in die Speisekammer und hole mir einen Eimer Bier! — Das Weib glaubte sich geneckt und erwiderte: Seit sieben Jahren haben wir kein Bier gebraut und von der Tonne sind die Reifen abgesprungen; wo soll das Bier herkommen? — Geh und hole Bier, sage ich Dir! gebot der Mann. Wie staunte das Weib, als ihr beim Ausziehen des Zapfens wirklich der braune Strahl entgegensäumte. Sie ging, ihrem Mann aufzuwarten; der aber befahl: Bringe nun auch Licht! Sie ging und fand an einem Stäbchen zwischen

den Decksparren eine Menge Lichte aufgehängt. Als sie Licht angezündet hatte, hieß sie der Mann Schweinefleisch und frischen Kohl kochen. Sie findet das Gewünschte in der Kammer, bereitet es zu, und als sie sich es eben sehr wohl schmecken lassen, hören sie plötzlich ein furchtbares Würgen und Nschgen auf dem Hofe. Der Mann springt rasch durch die Thür und sieht, wie die beiden Wedajad, welche mit ihrer Beute zwischen der Pforte des Grenzzaunes zusammengetroffen waren, gewaltig mit einander ringen, um sich ihre Beute abzujagen. Der Einfühige war stärker und erwürgte den andern. Nach einem Jahr war der reiche Wirth, dem der erschlagene Wedaja gehört hatte, arm, und der arme reich geworden.“

3) Die Kenntniß der angeblichen Schöpfungsworte gehörte nur Wenigen an. Im Kalewi poeg (XI, 91—140) wird unter den Künsten und Kräften des gewaltigen Peipus-Zauberers ausdrücklich angeführt, er vermöge auch „Schutzträger auf Kreuzwegen in's Leben zu rufen“.

Unter den Beschwörungsmitteln gilt das aus dem Ringfinger ver-goffene Blut als das vornehmste. Es ist eine deutliche Erinnerung an das Schlachtopfer des Heidenthums, das nur hervorragende Gottheiten genossen. Deshalb wendet sich jenes Opfer der drei Blutstropfen auch in späterer Zeit immer noch an eine auserwählte, übermenschliche Person, gewöhnlich, doch nicht immer, an den Teufel. So vergießt z. B. (Kalewi poeg XI, 356 flg.) der obengenannte Peipus-Zauberer, um das Schwert des schlafenden Heros Kalew in seine Gewalt zu bekommen, nach Erschöpfung aller übrigen Künste endlich Blut aus seinem Finger „als Gabe (Opfer) für den Schwertbewahrer“, d. h. den Kalewsohn, den Abkömmling des Himmels, der selbst schlafend von solchem Opfer bezwungen werden soll.

18. Wie der Wolf erschaffen wurde.

1) D. h. Altvater, Uko oder Jumal.

2) Farnkraut und Seidelbast oder Kellerhals (Daphne mezereum), estnisch sönajalg und nasiniin, sind dem Teufel zuständig. Verbrennt jemand einen Seidelbaststrauch, so zündet ihm der Teufel das Haus an. Unter dem Farnkraut verbarg sich einmal der Teufel vor den Pfeilen des Donnergottes.

3) Der Teufel versucht sich im estnischen Märchen überhaupt gern als Schöpfer, weiß es aber nur verkehrt anzufangen und ermangelt stets der Macht, seine Geschöpfe zu befehlen.

20. Die Speisung der Wölfe.

1) Ein Gut im Kirchspiel Leal (im Wiek'schen Kreise, Estland).

2) Das „viereckige Ding“, das hier wie ein „Schleifflein“ aussieht, wird gewöhnlich für ein süßlich schmeckendes Wolkenstück gehalten, dem ein auf sumpfigem Boden wuchernder, schwamm- und gallertartiger Pilz entsprechen soll. Die Speisung geschieht durch St. Georg im Winter einmal monatlich. Boecler (Der einf. Esten abergläubische Gebräuche u.) berichtet: „Wann die Wölfe sehr und oft heulen, sagen sie, daß sie dann zu Gott um Nahrung rufen, alsdann würden ihnen dicke Stücke Wolken herunter geworfen, die sie an statt Speise gebrauchten und sich davon erhielten.“ — Holzmayer: (a. a. O. pag. 35 flg.) theilt nach Ueberlieferungen aus Oesel und Moh'n mit:

„Wenn die Wölfe heulen, werden sie vom Himmel aus, und zwar vom h. Georg, mit Fleisch und Brodstücken gefüttert; auch Schleiffsteinstücke (tahutükid) werden ihnen vorgeworfen. Ein jeder bekommt dann seinen Antheil (osa). — Hat sich ein Mensch, um diesen Vorgang zu beobachten, in der Nähe versteckt, so erhält ein Wolf kein osa. Eine Stimme ruft dann vom Himmel: „Sinu osa on pöösa taga!“ (Dein Antheil ist hinter dem Busch!), worauf der Wolf auf ihn losstürzt und ihn zerfleischt. — Ein neugieriger Bauer, dem es bekannt war, was das Heulen bedeutete, wollte, als er dieses wieder einmal vernahm, doch gerne sehen, wie die Wölfe gefüttert werden. Hinter einem Busch versteckt, nimmt er wahr, daß der h. Georg jedem eine Portion Fleisch hinwirft, nur einer bekommt nichts. Da derselbe in Folge davon unaufhörlich heult, so ruft der h. Georg ihm zu: „Dein Theil ist hinter dem Busch!“ Der Wolf fällt über den Lauscher, der schwächer ist als sein Feind, her und will ihn würgen. Während des ungleichen Kampfes ruft eine Stimme dem Bauern zu: „Versprich dem Wolf Deinen scheßigen Döhsen, dann kommst Du los.“ Der Wolf giebt sich mit dem gegebenen Versprechen auch zufrieden. Auf dem Heimwege aber fängt dem Bauer sein Döhsen an leid zu thun und er beschließt, ihn dem Wolf nicht zu geben. Wie er noch mit diesem Gedanken beschäftigt ist, kommt ihm plötzlich sein Döhsen entgegengelassen. Er will ihn nach Hause treiben, aber das Thier läßt sich nicht aufhalten, sondern läuft getaben Wegeß in den Wald, wo der Wolf es in Empfang nimmt.“

21. Der Wolf als Beschützer.

1) Hier erregt also der Gott den Donner nicht, wie in Nr. 4, durch den Ton der Sackpfeife, sondern nach anderer Vorstellung durch stürmische Fahrt auf erzbeschlagenen Rädern über die Eisenbrücke. So auch mehrfach in anderen Märcen und im Kalewi poeg.

2) Der Blitz verfolgt den Teufel und wo er einschlägt, hat er den Teufel getroffen. Um diesem keinen Schlupfwinkel zu bieten, wo er sich vor den Pfeilen des Donnergottes verbergen könnte, darf man daher, vom Gewitter im Freien überrascht, weder die Taschen, Messerscheiden am Gürtel und dergleichen leer und offen halten, noch irgend ein Kleidungsstück aufnehmen, wie es hier die Frau mit der Schürze thut.

22. Die Hündlein des heiligen Georg.

1) Dem katholischen St. Georg bewahrt das estnische Landvolk bis in die Gegenwart ein lebendiges Andenken. St. Georgs-Tag („Georgi“), d. h. der 23. April, tritt schon deshalb als einer der bedeutungsvollsten Tage im Volksleben auf, weil er für den ersten Frühlingstag, an dem die Herden zum ersten Mal auf die Wiesen getrieben werden, und als Termin für die Pohn-, Pacht-, Mieth- und andere Verträge gilt. Viele Verrichtungen des täglichen Lebens, an diesem Tage begangen, hält der Volksglaube für verderblich. So dürfe man am St. Georgs-Tag nichts im Sack aus dem Hause tragen, sonst werde der Wolf auch die Thiere aus der Herde wegtragen. St. Georg ist ex officio der Patron der Wölfe, vor denen er jedoch ebenso die Menschen schützt. Deshalb tragen an seinem Tage die Wölfe einen festen Ring um die Schnauze und eine Halfter um den Kopf. Wiedemann („Aus dem inneren und äußeren Leben der Esten“, St. Petersburg 1876, pag. 357 flg.) bemerkt: . . . „wenn St. Georg auf einen Freitag des Neumondes fällt, . . . so ist das Vieh durch den Wolf sehr gefährdet. Am Morgen, vor dem Austreiben der Herde giebt der Hirt den Hausvätern und Hausfrauen zu trinken, damit der Wolf die Thiere nicht beschädige, und empfängt dabei für jede Kuh das sogenannte ‚Schwanzgeld‘ (dasselbe betrug, wie wir hinzuflügen, gewöhnlich 2 Kopeken). Die Hüterknaben dürfen vor St. Georg nicht Fleisch oder Butter essen bei der Herde, sonst wird der Wolf viel Thiere rauben, und die Butter wird nicht zusammengehen, auch nicht Feuer anzünden, damit der Wolf nicht ‚feurige Zähne‘ bekomme. Viehglöcken

darf man nicht vor St. Georg machen und dem Vieh anhängen, sonst wird der Wolf dadurch herbeigerufen. . . Wenn man am Morgen dieses Tages näht, so bleiben die Jungen des Wolfes blind.“

2) Die Zahl neun ist die heiligste und kam Uko zu.

3) Das Holz der Eberesche gilt, wie das des Wacholders, der Erle, der Tanne und mehrerer anderer Arten, für besonders zauberkräftig, da alle diese Baumarten bestimmten, wohlwollenden Gottheiten besonders geheiligt sind. Die Eberesche heißt nicht selten geradezu püha (heilig). Auch der Stab des Hirten, mit dem er am Georgs-Tag die Herde austreibt, muß von Ebereschenholz sein. Der Stock wird zu Weihnachten geschnitten oder erworben, den Winter über im Strohdach des Viehstalles aufbewahrt und am Georgs-Tag dem Hirten übergeben. Wiedemann (a. a. O. pag. 393) berichtet: „Dem Viehhüter verkaufen Zauberer Hirtenstäbe, durch welche das Vieh vor allerlei Schaden geschützt ist. Es sind ziemlich dicke Knüttel aus Ebereschenholz mit verschiedenen eingeschnittenen Zeichen. Die mit Geld erkauften haben ihre Wirkung das eine Jahr hindurch, die mit einigen Tropfen Blut erkauften für immer.“ — Derartige Hirtenstäbe heißen „karjatsse warjukapid“ (Hirten-Schutzstäbe). Sie trugen nicht nur Runen und Zauberzeichen, sondern waren nicht selten zum Theil ausgehöhlt und dann mit Quecksilber gefüllt.

24. Der Peipus-See.

1) Der größte und sagenberühmteste See in den baltischen Provinzen, im Epos, Volkslieder und Märcen häufig genannt.

2) Bei Sebastian Münster (a. a. O. Cap. 496) heißt es: Vyflandt „hat Vieh gnug, allerlei Fisch, auch Gewild, als Bären, Elent, Füchß, Luchß, Marden, Zobeln“ zc. Und in einer alten Familien- und Kirchenordnung aus dem 16. Jahrhundert: . . . „daß die Strand- und Land-Pauern keine Stricke auf Elent, wilde Schweine, Rehe oder Haafen stellen sollen; belangende aber Bären, Wölffe, Luge, Füchße, Marder, Ottern, Graßwerke und andere Wildwaaren, solche sollen nach der alten Freyheit ihnen zu schlagen freygelassen werden“ zc.

3) Eine derartige Unterscheidung der Götter nimmt sich — wie später die Zurücksetzung und Rache der schwarzen Götter und noch mancher andere, kleinere Zug in diesem Märchen — jedenfalls uestnisch aus.

25. Wie der See zu Gusefüll entstand.

1) Landgut im Kirchspiel Paistel, Kreis Jellin (Livland), estnisch „Öiso“, also fast gleichlautend mit dem später genannten „Oiso“ im Kirchspiel Lurgel (Estland).

2) Gut Kerjel, vor Gusefüll gelegen.

3) Wie die Sagen indogermanischer Völker, so berichten auch die der Ugrofinnen häufig von Wanderungen der Seen oder ihrer plötzlichen Entstehung an irgend einem Orte (vgl. das Märchen Nr. 16 in der 1. Lieferung der „Sagen und Märchen“ etc.). Der Stier mit goldenen Hörnern, der Gott des Gewitters, stürmt brüllend (donnernd) einher und aus den Fluthen, die aus seinem Schoße stürzen, entsteht das Wasserbecken, in welchem er, oder ein Wesenstheil von ihm, nun auch Wohnung nimmt und Opfer verlangt. In estnischen Volksliedern werden Wassergeister direct als Kinder des Wettergottes aufgeführt. Thatsächlich wurden Quellen, Flüsse und Seen bis in die neueste Zeit Opfer dargebracht und es ist keine Frage, daß sich darunter auch Menschenopfer befanden (vgl. Nr. 27).

Der Stier pflegt mit Hörnern und Hufen das Bett des neuen Gewässers zu graben. Diese Aufgabe gelingt ihm in unserem Märchen nicht: er scheint bei Kerfell zurückzubleiben, während die Wolke weiter zieht und sich auf einer Wiese niederläßt. —

In deutscher Sprache ist von den estnischen Märchen dieser Gattung zum ersten Mal die Sage vom Gim-See erschienen und zwar in Fr. Thiersch' Taschenbuch für Liebe und Freundschaft, 1809, welche Quelle Jacob Grimm (Deutsche Mythologie pag. 566) benutzte. Die Gim-Sage erweist sich zwar dem von mir in der ersten Lieferung dieses Werkes veröffentlichten Märchen Nr. 16 vom Emmu-See und Wirts-See nah verwandt, dürfte jedoch nur Wenigen bekannt geworden sein, weshalb ich sie hier von Neuem abdrucken lasse:

Wilde, böse Menschen wohnten am Ufer des Gim. Sie mähten die Wiesen nicht, die er wässerte, besäeten die Acker nicht, die er fruchtbar machte, sondern raubten und mordeten, daß die klare Fluth durch das Blut der Erschlagenen getrübt wurde. Da trauerte der See. Eines Abends berief er seine Fische alle und hob sich mit ihnen in die Rüste. Als die Räuber das Tosen vernahmen, riefen sie: Der Gim ist aufgestiegen, laßt uns seine Fische und Schätze sammeln! Aber die Fische waren mitgezogen und nichts fand sich in dem Grund als Schlangen, Frösche und Kröten —

die stiegen heraus und wohnten bei dem Räubergeschlecht. Aber der Gim stieg immer höher und eilte, einer weißer Wolke gleich, durch die Luft. Die Jäger in den Wäldern sprachen: Welch ein dunkles Wetter zieht über uns? Die Hirten: Welcher weißer Schwan fliegt in der Höhe? — Die ganze Nacht schwebte er unter den Sternen, am Morgen erblickten ihn die Schnitter, wie er sich senkte und aus dem Schwan ein weißes Schiff und aus dem Schiffe ein dunkler Wolkenzug ward. Und es sprach aus den Gewässern (der Wolke): Hebe Dich von dannen mit der Ernte, ich will wohnen bei Dir! — Da hießen sie ihn willkommen, wenn er ihre Acker und Wiesen bethauen wolle; er senkte sich nieder und breitete in einem Lager sich aus nach allen Enden. Sie ordneten sein Bett, zogen Dämme, pflanzten junge Bäume an's Ufer, seine Wellen zu kühlen. Da machte er die ganze Gegend fruchtbar, das Gesilde grünte und sie tanzten um ihn, daß der Alte (!) jugendlich froh ward.

26. Das versunkene Schloß.

1) Im Kirchspiel Helmet (Jellin).

2) Die alten Esten müssen über Verhältnisse, wie die hier geschilderten ein strenges Urtheil gehabt haben, da sie schon das Adulterium mit dem Tode bestrafte. Gewöhnlich wurden die Schuldigen gesteinigt. In einigen Gegenden beging die verheirathete Frau, wenn sie ohne ihren Kopfsputz (Haube), die sie von den Jungfrauen unterschied, das Haus verließ, ein Verbrechen gegen den öffentlichen Anstand. Ein junges Weib auf der Insel Desel, welches mit entblößtem Kopfe ihrer von Stieren verfolgten Kuh nachließ, ward von dem Volke augenblicklich gesteinigt.

27. Die blaue Quelle.

1) Im gleichnamigen Kirchspiel und Dörptischen Kreise (Livland).

2) Der Glaube, daß die Gottheiten der Gewässer nach Gefallen und Gunst das Wetter bestimmen, ist altestnisch und im Volke allgemein. Da der Wettergott, der nach Gutdünken die Wolken zu sammeln und zu verhalten, Regen und Dürre auszutheilen scheint, in geringeren Erscheinungsformen alle Gewässer befehlt, so wandte man sich im Grunde an ihn, wenn man seine Hypostase in irgend einem Quell oder See ansah. Daher die noch jetzt erhaltenen Bezeichnungen „Wetterquell“ und „Wettersee“ (ilmaläte

und ilmjärw), denen nicht selten das Epitheton „püha“ (heilig) zu Theil wird. So auch bei den Lappen und Finnen (pyhäjoki, pyhävesi &c.). Unter den Gewässern aller Art genossen natürlich einzelne einer besonderen Verehrung als untrügliche Orakelsitze wettermachender Gottheiten, die reiche Opfer an Geld (Silbermünzen) und Thieren (schwarzen Rindern &c.), ja bisweilen Menschenopfer empfangen und auf das äußerste sauber gehalten wurden, sowie für unantastbar galten. Die geringste Verunreinigung oder Vergewaltigung eines solchen Gewässers (z. B. durch Eindämmung, oder, wie hier, durch ungebührliche Erweiterung der Quellmündung) hatte unfehlbar den Zorn des Gottes im Gefolge, der sich gewöhnlich durch ein heftiges Unwetter, Hagelschlag, Dürre &c. rächte. Gutes Wetter ersuchte man in Hymnen und Gebeten von dem Licht- und Wassergott selbst, oder von seinen irdischen Vasallen, den Wassergottheiten, hauptsächlich jedoch von den Letztgenannten. So lautet ein Gebetsfragment an die Sonne:

Schmücke, schmücke Dich, o Wetter,
Ziere, ziere Dich, o Sonne,
Schmücke Dich mit Zauberschmücke,
Ziere Dich mit Zauberfransen!
Neulich war so schön Dein Schmuck,
Glänzend war gesäumt die Sonne!

Und an die Quellgottheit, zugleich jedoch an ihren Vater, den stierähnlich brüllenden Gewittergott:

Laß, o Quelle, klar und offen
Gutes Wetter doch erglänzen
Ackerleuten, Saatstreuern,
Die die Bodentrume wenden,
Denen, die das Saatkorn mischen!
Stier, o Stier, laß ab vom Brüllen
Und zerstreu' die bösen Wolken!
Wetterhorn, Du Sohn des Vaters,
Wolle Du die Fluren segnen!

(Zusatz:) Im Märchen vom Emmu-See und Wirtz-See (Nr. 16 der 1. Lieferung dieses Werkes) thut Altvater für den Winter einen „Wärme-stein“ in die Quellen, der warmes Wetter erzeugt, im Sommer aber, zur Erzielung der entgegengesetzten Temperatur, einen „Kältestein“. Die nämliche Anschauung hat auch Holzmaier (a. a. O. pag. 5) aus der Schworbe

und aus Peude aufgezeichnet. Nach jener Mittheilung vollzieht Altvater die Steinsetzung am 24. Februar, d. h. am Matthiastage, und tauscht im Herbst die Steine um. — Wilhelm Schott macht zu diesem Thema (in seiner Schrift: Einiges zur japanischen Dicht- und Verkunst. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1878, pag. 170 flg.) interessante Bemerkungen: „Steine oder steinähnliche ... Substanzen ... wurden und werden immer noch in sehr verschiedenen Ländern wenigstens für Erzeuger des Regens und somit auch einer kühlen Luftbeschaffenheit gehalten... So kennt der Araber einen hagar matar d. i. Regenstein, der Mongole den dsadu eilaghun (eilän) d. i. Stein des dsada oder gada, worunter die Mongolen nicht sowohl den Regen selbst, als regniges Wetter verstehen... Eine chinesische Sage kennt einen Stein, der trübes oder nasses, und einen anderen, der helles und trockenes Wetter machen kann“. — Im Anschluß hieran citirt mein verehrter Freund ebendasselbst folgende Notiz aus Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ (Band 2, pag. 82): „Die Tunica des Evangelisten Johannes (von Gregor dem Großen erworben) that noch zur Zeit des Johannes Diaconus (Vita St. Gregorii III, cap. 58) Wunder. Vor den Thüren des Laterans ausgeschüttelt, zog sie in der Dürre Regen herab und machte zur Zeit der Wolkenfluth heiteren Himmel. Somit hatten die Römer den lapis manalis oder Regenstein, welcher durch Umtragen auf der Via Appia Jahrhunderte lang dieselben Wunder in heidnischer Zeit bewirkte, glücklich erseht.“

3) Also Menschenopfer! Gewöhnlich hängt jedoch ein Widderkopf an dem aufgewundenen Seil. Das Menschenopfer muß sowohl selten gewesen, als auch sehr früh von dem Thieropfer verdrängt worden sein. Widderopfer für die Wassergottheiten sind auch bei den verwandten Stämmen gewöhnlich, so z. B. bei den Wotjaken.

4) Hehnliche Drohungen des gestörten Wassergottes finden sich häufig auch in den indogermanischen Mythen.

28. Die zwölf Töchter.

1) Wenn das Märchen dieses Umstandes besonders gedenkt, so kann darin zwar eine Andeutung auf die den Kindern als Töchtern der Wasserfee zustehende weiße, herabfließende Gewandung gefunden werden. Weiter ver-

gegenwärtige man sich aber auch, daß die unerwachsene Jugend der estnischen Dörfer, zumal die ärmere, das Jahr über nichts Anderes auf dem Leibe trägt, als das bloße Hemd, welches nicht allzuhäufig gewechselt wird. Stete Sauberkeit dieses Wäschestückes bei armer Leute Kindern wäre also an sich schon ein besonderer, auffallender Vorzug.

2) Vgl. die Anmerkungen zu Nr. 17.

3) Das Nähere darüber in der Anmerkung zu Nr. 9.

4) Auf diese bedeutungsvollste Nacht des ganzen heidnischen Jahres wird auch der Schatzgräber in Nr. 40 verwiesen, den ebenfalls eine Stimme zum Gehorsam gegen den Ruf der Gottheit mahnt.

5) Die Entgegennahme des von der Gefolgschaft des Freiers angebotenen Branntweins bedeutet das Jawort des umworbenen Mädchens und die Einwilligung seiner Eltern.

6) Sehr kleine Kiesel, die man zum Reinigen des Riegels oder Milchfäßchens benutzte.

7) Die Quellsnymphe will diese Rangbestimmung nicht buchstäblich genommen wissen, da sie sogleich ihr Herrschaftsgebiet näher bestimmt und begrenzt. Sie ist also nur die Königin der Quellen und Bäche. Die oberste Wassergöttin trägt den Titel Wette oder Mere ema (Wasser- oder Meeremutter, finnisch Wellamo) und hat als solche den Meergott (Ahti) zum Gemahl oder den obersten Windgott zum Liebsten.

8) In der Anmerkung zu Nr. 9 ist schon auf das nahe Verhältniß der Windgottheiten zu den Wassergottheiten hingewiesen.

9) Von den Elementargeistern vertauscht sonst gewöhnlich der Teufel seine Wechselbälge gegen die Kinder der Menschen.

29. Die Kirche zu St. Olaf.

1) Olaf erinnert mit seinem Eifer und Geschick für den Bau der ersten christlichen Kirche an den im ganzen Norden berühmten Olaf den Heiligen (den Dicken), der 1030 in der Schlacht bei Stiklestad gegen Anut d. Gr. den Tod fand. Sein Bildniß zeigt ihn, den glühenden Anhänger des Christenthums, wie er den Drachen des Heidenthums (Kröte und Schlange) zertritt. — Mit größerer Wahrscheinlichkeit lehnt sich aber Olaf unmittelbar an den städtegründenden Kalewiden-Sproßling Olew an.

30. Die Kirche zu Böhalepp.

1) Von ähnlichen Entschieden durch heidnische Orakelbefragung berichten auch unsere ältesten Chronisten. Vergl. die folgende Sage „Die Kirche zu Kreuz“.

2) Vgl. die Anmerkung zu Nr. 10.

31. Die Kirche zum heiligen Kreuz.

1) Der erste Theil der Sage mit dem Mirakel vom heiligen Kreuz entspringt offenbar vorlutherischer Zeit. Auf der verfallenen katholischen Capelle erhob sich später ein mächtiger Baum, der nun umgekehrt zum Gegenstande altheidnischer Anbetung wurde. Nach J. Jung „Kodumaalt“ (Aus der Heimath) Nr. 6, pag. 42 flg., brachte das Volk noch am Anfang unseres Jahrhunderts auf jener geheiligten Stätte Geld- und Erstlingsopfer an Getreide u. dergl. dar und der Verfasser selbst hat Reste solcher Opfer in den Ruinen der Capelle vorgefunden. Der Befehl, die Ruine dem Erdboden gleich zu machen, oder den heiligen Baum zu fällen, ist von einem Pfarrer zu St. Johannis und einem Fellsinschen Ordnungsrichter ergangen und da von dem versammelten Volke Niemand eine Hand rühren mochte, so gingen die beiden Herren selbst an's Werk. Die ungewohnte körperliche Anstrengung erhitzte sie über die Maßen und da sie in diesem Zustande in der Octoberkälte nach Hause fuhren, warf sie ein heftiges Fieber nieder, dem Beide erlagen.

Das von den altheidnischen Religionsvorstellungen so lange genährte Gemüths- und Gewohnheitsleben des Volkes unterwarf sich nur scheinbar der päpstlich christlichen und erst nach hartnäckigem Widerstande der lutherischen Lehre. Zeugnisse davon liefert die Geschichte unseres Landes unaufhörlich, so die älteren Chronisten, die Erlasse der schwedischen Regierung, welche das „abergläubisch Wesen“ mit besonderem Eifer verfolgte, und viele andere Quellen. Der Katholicismus namentlich hat die Volksseele nie nachhaltig erschüttert, sondern ihr kaum mehr als ein Stück seines äußeren Gepräges aufgedrückt; mit der Volksseele berührte er sich inniger nur da, wo die im katholischen Christenthum aufbewahrten Elemente einer älteren Religionsstufe mit den verwandten Ideen der vorchristlichen Metaphysik zusammentreffen. Wie der altestnische Gläubige seinen Priester verehrte, und durch ihn an heiliger Stätte das Erstlingsopfer dem Gotte

heiligen ließ, wie er durch Besprengung mit dem Wasser aus der götterbewohnten Quelle sich entführte und zu seinem Schutzgott betete, dieses und mehr dergleichen wiederholt sich getreu in der ganzen katholischen Periode. Gottfried Neue sagt in seiner Archontologia Cosmica (1638, pag. 334 b): ... „Die Estner sind Ingeborene Landleute, haben ihre besondere Sprache, und ob sie wol einmal die Teutschen Ritter, dann die Schweden, etwie die Moscowiter zu Herrn gehabt, bleiben sie doch bey der alten Religion; wiewol sie wenig von Gott wissen, doch thun sie den Priestern große Ehr an, lassen durch dieselben ihr Salz, Kerzen, neue Früchte, und anders weyhen. Sie haben sehr alte Kirchen und Capellen im Land, die sie fleißig besuchen, und halten viel von dem Weyhwasser. Ein jeder erwehlet ihm ein sonderbaren heiligen zum Patronen, doch beichten und communicieren sie selten“ u. s. w.

In einem schwedischen Regierungserlaß aus dem Ende des 17. Jahrhunderts heißt es: „Obgleich das abergläubische Opfern im Lande in denen Landesverordnungen Cap. I, § 10, nicht allein ernstlich verboten, sondern auch die eifrige Abschaffung desselben befohlen worden, so muß man doch ungern vernehmen, daß annoch an vielen Orten solche ärgerliche Creuche, Bäume und andere Dinge gefunden werden, wobei einige in Blindheit steckende Bauerschaft an den Fest- und Aposteltagen ihre abergläubische Opfer an Gelde, Wachs, Garn und dergleichen ablegen und sonst mehr theils abgöttisch theils abergläubisch Wesen betreiben sollen“. Der Erlaß befiehlt die heiligen Bäume und Haine „niederzureißen, zu zerhauen, mit den Opfern zu verbrennen, zu vertilgen und auf alle dienliche Weise so auszurotten, daß nicht das geringste Mahlzeichen übrig bleibe, so zu fernerm Aberglauben Anlaß geben könnte“, — und verbietet endlich „ernstlich und bei exemplarischer Straffe alles ärgerliche Opfern ... bei den Kirchen, Capellen, Gräbern, Büschen, Haynen, Bäumen, Creuchen, auf den Aekern, Bergen, Hügeln, Steinen, Strömen, Bächen und Brunnen“ u. s. w.

Gerade aus dem 17. Jahrhundert lassen sich die Nachweise für das hartnäckige Festhalten des Volkes an den altüberlieferten religiösen Vorstellungen in großer Fülle beibringen. Wir wollen noch das Zeugniß eines lutherischen Pastors citiren, des M. Johann Stemann, der vor genau 220 Jahren auf der Pfarre Gels (bei Dorpat) wirkte. In einer an den Landrath Carl v. Stalberg-Camby sowie an das Dörptische Landesgericht adressirten Supplik beklagt sich der Pastor über die vielfachen

Widerwärtigkeiten seiner Lage und zählt als solche die unzureichenden „Kirch und Pastorat Gebäuden“, die kargen Naturalleistungen der Bauern an den Pfarrhof, die schlimmen Wege, endlich aber auch die im Kirchspiel lebenden „Gottes vergessenen Leute“, z. B. die „Zauberer“ auf. Solche Gottlosen „halten Ihre Abgöttische Capellen und Opffern nach mehr als Heidnischer art den Wald und Feld Teuffeln“ u. c.

2) Man sollte denken, daß unter dem Einfluß der vorzüglichen Schulbildung, die das Volk genießt, das Bewußtsein der heutigen Generation allen lebendigen Zusammenhang mit der Vorstellungswelt des altestnischen Polytheismus verloren hätte. Wer aber bei uns nur einigermassen mit diesem Gegenstande beschäftigt ist, erfährt schon aus den Provinzialnachrichten der estnischen Presse fast allwöchentlich, wie tief die Traditionen des Heidenthums im Volksgemüth haften. Unter solchen Nachrichten aus der jüngsten Vergangenheit will ich nur eine ganz hierher gehörige, in einer estnischen Zeitung veröffentlichte Notiz mittheilen:

„Beim Tahu-Dorfe (im Wieckischen Kreise der Provinz Estland) steht auf einer Anhöhe ein Stück Kiefernwald, der vom Volke der Opferhain genannt und für heilig gehalten wird. Die älteren Leute glauben und erzählen, daß diejenigen, welche in jenem Walde vorzeiten Bäume gefällt hätten, von mannigfachem Unglück betroffen worden wären. Künftig hatte nun der örtliche Gutsbesitzer den Dorfbewohnern die Erlaubniß ertheilt, dem erwähnten Walde unentgeltlich Holz zu Nutzwecken zu entnehmen. Bisher hat aber noch kein einziger Dörfler seine Art dahin getragen, in der Furcht, von einem Unglück heimgesucht zu werden. Gegenwärtig läßt der Gutsbesitzer die alten Stämme des Waldes von seinen eigenen Knechten schlagen und verkauft sie Fremden.“

32. Die Kirche zu Kreuk.

1) Im gleichnamigen Kirchspiel, Kreis Harrien (Estland).

2) Ähnlich wie in Nr. 30 der „Mann aus dem Volke“, unter dem unzweifelhaft ein heidnischer Priester zu verstehen ist. Hier wie dort und anderwärts, wo die neuen Christen in Verlegenheit gerathen, muß der alte Götterhimmel und seine Hierarchie ausbelfen; das Christenthum genießt in der Regel ein weit geringeres Vertrauen.

33. Die Kirche zu Goldenbeck.

1) In der Wiek (Estland).

2) Auch das estnische Heidenthum kannte den Schlangencult und scheint gerade dieser Cult, wie aus dem alten Volkslied und Märchen, aus der mündlichen Tradition und den Berichten der Chroniken hervorgeht, in außerordentlichem Ansehen gestanden zu haben. In Kürze sei dazu Folgendes bemerkt: Jedes Haus hegte eine Schlange, mit deren Existenz das Familienglück verknüpft war. Sie genoß göttliche Verehrung und alle erdenkliche Pflege. Der Schlangendienst forderte Opfer, ja vielleicht Menschenopfer, wie es wenigstens in einem Bericht des Adam von Bremen (de situ Daniae u. in Lindenbergii script. rer. Germ. pag. 58) von den Esten heißt: „Deum Christianorum ignorant, Dracones adorant cum volucris, quibus etiam vivos litant homines, quos a mercatoribus emunt, diligenter omnino probatos, ne maculam in corpore habeant, pro qua refutari dicuntur a Draconibus.“ Propst Trogillus Arnkiel, der sich „studierend halber eine geraume Zeit in Lieffland aufgehalten“, wie er selbst bezeugt, sagt (in seinem Werke: „Der uhralten Mitternächtlichen Völker Leben, Thaten, und Befehung“, Hamburg 1702, Bd. 1, pag. 49a): „Habe in Lieffland, da vor Zeiten die Abgöttereie der Schlangen am höchsten floriret, so viel vernommen, daß man daselbst an einigen Orthen Schlangen gehegt, und ihnen Milch sürgesehet“. Und Bd. 2, pag. 56a: „Das allergreulichste ist, daß die Est- und Lieff-Länder nicht allein die Schlangen und Drachen angebetet, sondern auch ihnen lebendige Menschen geopffert; die aber an ihrem Leibe keinen Flecken oder Mangel haben mußten.“

Bannsprüche wider die in Wald und Feld wild hausenden Schlangen giebt es noch heute in Fülle. So lautet das Bruchstück einer Schlangenbeschwörung:

O berühmte Goldenfarbne,
Erdenfarbne, Leberfarbne,
Regenfarbne, Haselfarbne,
Holzbrandfarbne, Kirschfarbne,
Mügest mich nicht heimlich heißen,
Mich nicht unsichtbar verfahren,
Ohn' mein Wissen mich nicht hemmen!

Vgl. auch die große Schlangenbeschwörung im Kalewi poeg XIII, 230—303.

3) Den Schlangenkönig haben die „Unterirdischen“ (Mailased), die des Donnergottes geheime Schmiede heißen, mit der goldenen Krone beschenkt. Der Schlangenkönig, bisweilen zweiköpfig, trägt auch wohl um den Hals einen goldenen Reifen und wer diesen oder die Krone erbeutet, erlangt „aller Welt Weisheit“, d. h. nicht allein theoretische, sondern auch praktische. — Auf Oesjel hat nach Holzmayr (a. a. O. pag. 38 flg.) jede der verschiedenen Arten von Schlangen einen König, der sich durch besondere Länge und Dicke und durch eine Krone auf dem Kopfe von den anderen unterscheidet. Ihren Wohnsitz hat die gekrönte Schlange in einem Steinhäusen, „wohin ihr ihre Generale, Adjutanten u. s. w. auf ihr Pfeifen alles holen. . . Während des Winters wohnen sie unter der Erde in einem herrlichen Schlosse und bringen die kalte Zeit schlafend zu. . . Ein Mann befand sich an einem schönen Herbsttage im Walde und bemerkte eine Menge Schlangen. Um sie zu beobachten, blieb er stehen. Die Schlangen stellten sich alle in der schönsten militärischen Ordnung auf: Generale, Offiziere und so abwärts bis auf die untersten. Der König war umgeben von seinen Adjutanten. Aller Augen waren ruhig auf den König gerichtet, der sie musterte; nur eine Schlange sah bald hierhin, bald dorthin und schien große Angst und Scham zu fühlen. Der König sprach seine Zufriedenheit aus, jener aber mit dem bösen Gewissen sah er scharf in's Gesicht und wies sie dann als eine Uebelthäterin von seinen Unterthanen weg. Sie hatte trotz des Königs ausdrücklichen Verbots einen Menschen gebissen; dafür sollte sie in der Kälte des Winters jämmerlich umkommen. Denn jetzt traten alle die Reise in das Unterland an. Sie kehrten sich alle zu einem großen breiten Grasshalm (lemmrohi). Zuerst zog dieser der ussikuningas (Schlangenkönig) durch den Mund und verschwand unter die Erde, die übrigen thaten dasselbe und folgten ihm. Den Mann trieb die Neugierde, es ebenso zu machen, und ohne es zu wollen, fuhr auch er unter die Erde und sah sich in ein schönes Schloß versetzt, in welchem ihm am meisten ein sehr großer grauer Stein auffiel. Die Schlangen waren mit ihm sehr freundlich. Als es Abend wurde und alle Hunger empfanden, leckten sie den großen grauen Stein, der ihre Nahrung war, und schlofen darauf ein, der Mann ebenso wie die Thiere. Nach einem kurzen Schlafe begaben sich alle in derselben Ordnung, wie sie heruntergekommen waren, wieder auf die Erde zurück. Der Mann ging nach Hause und bat seine Frau um die Suppe, die sie während seiner Abwesenheit habe kochen lassen. Das Weib war nicht wenig überrascht,

den todtgeglaubten Mann wieder zu sehen und bedeutete ihn, daß er im Herbst sie verlassen habe und nun im Frühjahr erst wieder zu ihr komme, und daß die Suppe längst verzehrt sei. Dem Mann war der lange Winter unter der Erde bei den Schlangen wie eine Nacht vorgekommen.“

4) Die plötzlich getödtete Schlange hinterläßt entweder einen Haufen gemünztes Gold, oder verwandelt sich selbst in eine Goldbarre.

34. Die Kirche zu Fellin.

1) Die Kirche ist in einem See (jetzt Moor) versunken. Im südlichen Livland liegt (nach dem Zeugniß Wiedemann's a. a. O. pag. 459) ein anderer dertartiger See, der „kirikumäo järw“ (Kirchbergsee), der sich da niederließ, wo eine Kirche stand, deren Glocke noch jetzt sich hören läßt, wenn ein Unwetter eintreten wird.

35. Der mitleidige Schuhmacher.

1) Auf den ersten Blick scheint es, als ob wir in diesem (und in anderen, ähnlichen, hier nicht aufgenommenen estnischen) Märchen eine Erinnerung aus der ersten christlichen Periode unseres Landes, eine katholische Legende aufbewahrt fänden. Wundererzählungen, in denen die Person Christi in dürftiger Menschengestalt, doch aber mit übermenschlicher Gewalt die Ordnungen des täglichen Weltlaufes durchbricht, sind ja durch alle christlichen Jahrhunderte verbreitet. Wir wollen jedoch in unserem Falle, ohne unser engeres Gebiet zu verlassen und comparative Forschungen anzustellen, einige hierher gehörige Gedanken nicht verschweigen. — Der Katholicismus befolgte auch in unserem Lande die klugen Fundamentalsätze seiner Eroberungspolitik, die durch Gefangenahme des Bewußtseins, durch Assimilation der Gegensätze, durch Ueberredung und Gewöhnung stets mehr als durch das Schwert erlangte. Indem der Katholicismus die dem Heidenthum eingelebte Anhänglichkeit an seine Götter, Feste und Gebräuche schonte, aus den Göttern zwar auch Gespenster und Teufel, aber doch solche von katholisch-christlicher Realität und übernatürlichem, heroischem Wesen, weiter aber göttliche Menschen, christliche Heilige und Märtyrer schuf, die großen christlichen Gedentage auf heidnische Festtermine fallen ließ und

den christlichen Cult heidnischen Formen anschniegte, gewann er allmählich den ungeheuren Vortheil, in der Volksvorstellung gewissermaßen als der legitime, nicht fremde Erbe der alten Gottesverehrung angesehen zu werden. Nachweislich fanden Uebertragungen der Thaten und des Characters alter Götter auf christliche Heroen auch bei uns statt, so auf den heiligen Georg, Antonius, Claus, auf Sijon, die Jungfrau Maria, endlich auf Christus selbst. Da dies nun feststeht, so müssen wir weiter fragen, ob die estnische Volksmythe nicht eben gerade ihre eigenen Götter und Helden ganz ähnlich den Kreislauf eines mächtigen menschlichen Lebens durchmessen, in Menschengestalt die Welt durchwandern, göttliche Thaten und Abenteuer unternehmen läßt, wie sie in diesem Märchen geschildert werden, so daß also unsere katholische Legende nur als eine Copie eines heidnischen Originales zu betrachten wäre? Diese Frage bejahe ich ohne Rückhalt. Alle Vorstellungen überhaupt, welche die Gottheit mit einem menschlich gefärbten Heroenthum ausstatten und auf miraculösen Zügen das göttliche Leben in den Erfahrungen des Menschenlebens von der Geburt bis zum Tode sich vollenden lassen (wie hier der Herr das Schicksal eines Bettlers theilt), entstehen in einer früheren, weit unter dem Christenthum Liegenden Religionsstufe. Die ganze altestnische, halb schon anthropomorphe Götterwelt unterhält mit der menschlichen einen fortdauernden, regen, persönlichen Verkehr, der einerseits die gesetzmäßige Gewöhnlichkeit des täglichen Lebens unterbricht, andererseits selbst nicht ganz außerhalb der natürlichen Ordnung desselben steht. Diesen Verkehr kennzeichnet es aber gerade, daß die Himmlischen mit und in der Ausföhrung ihrer Unternehmungen das Böse verfolgen, bestrafen, überwinden und die Befestigung sittlicher (Rechts-) Zustände anstreben. Das bildet einen großen Theil des Inhalts der nicht rein schöpferischen Uko-Fahrten und der Wanderungen der mythischen Heroen, die in der späteren Anschauung zu rein menschlichen Königen und Helden herabanken (die Kalewiden). Der Katholicismus fand also in unserem Volksglauben den umherwandernden, seiner Natur entsprechende Thaten verrichtenden Gott schon vor; nichts konnte also leichter sein, als die Metamorphose dieses heidnischen Gottes in den menschengewordenen des Christenthums. Unser christianisirtes, legendenhaftes Märchen hat daher auch treu gewisse Züge seiner heidnischen Abstammung aufbewahrt. Dahin gehört die an urälteste estnisch-finnische Götter- und Heroenfahrten gemahnende Wanderung in die Unterwelt, wie sie von den Kalewiden, Wäinämöinen u. A. unternommen werden; dahin auch der Stab aus dem

Holze des heidnisch-heiligen Wacholders, der unzählige Male wiederkehrende Kampf mit den Titanen der Unterwelt (der Kampf der Sonne mit der Finsterniß), die Befreiung der unschuldigen Kinder, endlich das Fest, das man dem tapferen Befreier im Himmel bereitet.

36. Die Unterirdischen.

1) Unter den altesten Erddämonen nehmen die „Unterirdischen“ (estnisch Mailased oder Maa-alused, finnisch Maa-hiset) einen hervorragenden Platz ein. In ihrer Eigenschaft als kunstreiche Schmiede, die nicht nur Gold und Silber in den Felsenschächten bereiten, sondern auch wunderbare Kronen und dgl. herstellen, stehen sie offenbar unter der Botmäßigkeit des Götterschmieds Ilmarine, den ich auch in dem Manne mit dem Riesenstock, der später mit den Insignien einer Feuergottheit auftritt, wiedererkenne. Von dieser zwerghaften Geisterwelt heißt es in den Runen:

Sie, die kleinen Unterird'schen,
Donnerers verborg'ne Schmiede,
Schafften nachts an ihrem Werke,
Abends an der schweren Arbeit;
Tags, da pflegten sie zu feiern.

Um Neujahr sind sie am eifrigsten bei ihrer Arbeit und führen dann die schweren Hämmer mit solcher Kraft, daß man sie deutlich hören kann. In den Nächten zwischen Weihnacht und Neujahr streifen sie aber auf der Erde umher und geleiten nicht selten gute Menschen, wenn sie mit solchen zusammengerathen, in ihre prächtigen Wohnsitze unter der Erde, wo sie dieselben köstlich bewirthen und gewöhnlich reich beschenkt entlassen. — Ein Mann kam in der Neujahrnacht an einem See vorüber und sah zwei Jungfrauen, welche mit Lichtern in der Hand dort umhertwandelten und dem Manne sagten, dieser See bestehe aus den Thränen der Waisen. Auf seine Frage nach ihrer Herkunft antworteten sie, sie seien Maa-alused und hätten in dieser Nacht Erlaubniß hierher zu kommen und sie lebten von dem, „was vor und nach der Sonne sich erhebe“ (Thau). Obgleich schon der Hahnenschrei nahe war, wo ihr Urlaub abließ, brachten sie ihn doch noch in ihre Behausung, in ein schönes Zimmer, wo sie ihm zu trinken gaben. Dann öffnete sich ihm die Thür und unversehens war er wieder, wo er früher gewesen.

Diese Elementargeister treten nämlich auch als Genien des Wachstums auf, zerfallen als solche in männliche und weibliche — wie sie z. B. in einem Opfergebet als „Erdbäterchen, Erdmütterchen, Erdjungfrauen, Rasenfrauen“ angerufen werden — und gehen damit in die zahlreiche Sippe der Wald- und Feldgottheiten über. Auch in dieser Rolle bewahren sie ihren harmlosen, gutmüthigen Charakter, gerathen jedoch leicht in Zorn, wenn sie gestört oder nicht mit gebührender Achtung behandelt werden. Wer sich auf einem Plage niederläßt oder schläft, wo der Erdboden von ihnen bewohnt ist, ohne vorher eine symbolische Handlung oder ein Opfer (von geschabtem Silber) vollzogen zu haben, den strafen sie mit juckendem Ausschlag am Körper.

37. Der Hausgeist.

1) Gleich vielen verwandten Märchen, erweist sich auch das vorliegende als Nachbildung einer Episode aus dem Sagenkreise des Kalewi poeg. — Kalew streift nach einem siegreichen Feldzuge mit zwei Gefährten durch's Land, geräth auf ein wüstes Moor und weiter in einen dichten Urwald, den noch keines Menschen Fuß betreten. Da finden die drei Helden eine runzlige Alte an einem Feuer sitzen, auf dem ein großer Kessel Speise kocht. Die Helden machen sich anheischig den Kessel zu bewachen und die Alte räumt ihnen den Platz, warnt sie aber vor ungebetenem nächtlichen Gästen, die leicht den ganzen Kessel leeren könnten. Jetzt halten die beiden Gefährten des Kalew zuerst Nachtwache und jedem von Beiden ergeht es wie dem Koch in unserem Märchen. Der nächtliche Gast, der Teufel in Gestalt eines Zwerges mit kleinen Hörnern, einem Ziegenbärtchen und einem goldenen Glöckchen am Halse, betrügt die wackeren Helden, bis Kalew selbst die Wache am Kessel übernimmt, dem Kleinen das goldene Glöckchen abfordert und ihn dann vor den Kopf schlägt, worauf der Teufel unter Donnergepöller in die Erde versinkt. — Unser Märchen hat den Teufel in den guten Hausgeist, die drei Helden in den Gutsherrn, seinen Vogt und Koch verwandelt, wobei der böse Vogt umgekehrt den edlen Kalewsohn vertritt und den guten Geist bekämpft.

Der Glaube an die Hausgötter (estnisch hoonehoidjad, majawarjajad, finnisch huoneen haltijat) griff bei den Esten wie bei den indogermanischen Völkern tief in das tägliche Leben ein, da man keine irgend wie bedeutsame Verriichtung vornehmen durfte, ohne ihrer zu gedenken.

Sie galten schlechtweg, wie sie auch genannt werden, als „Herren des Hauses“ und genossen daher an jedem Familienereigniß den vornehmsten Antheil. Galt es ein festliches Gelage zu feiern, so brachte man ihnen die ersten Libationen dar, wie es denn im Kalowi poeg (XIX, 469 flg.) heißt:

Und der theure Sohn des Kalew
 Saß in der Gefährten Mitte
 Und am Tisch scholl frohes Lachen,
 Lust'ges Lärmen im Gemache.
 Rasch die methgefüllten Kannen
 Kreisten in der Männergunde
 Und es jauchzeten die Recken,
 Auf den Estrich weiten Wurfs
 Weißen Schaum herniederschüttend,
 Opfertrank des Hauses Hütern,
 Seinen mächtigen Beschirmern.

Diese Opfer wiederholten sich bei Hochzeiten, Erntefesten und ähnlichen Veranlassungen, wobei man bestimmte Gebete sprach. Die Schutzgeister wohnen unter den Schwellen, Ofen, auch wohl unter dem Dach des Hauses und erscheinen in zwerghafter Menschengestalt, seltener als sprechende Schlangen und Unken, deren Gestalt sie nur auf Augenblicke annehmen.

38. Die reich vergoltene Wohlthat.

1) Dem Namen nach dürfte hier nur an den Waldgeist Kõwor-silm (Schlängelauge) gedacht werden, der jedoch zur Gruppe der schreckenden und urchenden Walddämonen gehört, wie Äi, Metsik, Mardus, Tike (oder Sõke) u. A., auch keineswegs die umfassende Macht der hier geschilderten Gottheit besitzt. Es wird daher wohl der freundliche oberste Waldgott selbst gemeint sein, der Metsa-isa oder Metsa-kuningas (Waldbater oder Waldkönig, finnisch metsän ukko, metsän kuningas, Tapio), der nach Altaters Ordnung (vgl. Nr. 8 der 1. Lief.) Herr ist über alle Bäume und Thiere des Waldes und als ein starker alter Mann mit langem grauen Bart, einem Hemd aus Birkenrinde und einem Rock aus Fichtentinde erscheint. Aehnlich schildern auch die Finnen den Tapio.

39. Des armen Mannes Glück.

1) Wörtlich Lumpen-Hans. — Ursprünglich hatte es der Bauer wohl nur mit dem Baumeln zu thun (wie im vorhergehenden Märchen), der zwar auch diabolische Züge tragen kann, aber nicht mit dem Fürsten der Unterwelt identisch ist.

2) Die originelle Anschauung, daß der Geist der Finsterniß, der doch auch über die abgesehenen Seelen gebietet, selbst getödtet, vernichtet werden, sein Sohn aber ihm in der Herrschaft folgen, demnach zwar der oberste Repräsentant des bösen Principis, nicht aber das Princip selbst untergehen kann, findet sich nicht selten auch in anderen estnischen Uebersieferungen.

40. Die nächtlichen Kirchgänger.

1) Estnisch kalm, d. h. nicht christliche, sondern aus der Heidenzeit stammende Stätte, wo die Asche der verbrannten Todten beigeseht wurde und wo man auch Opfer vollzog.

2) Das estnische lepitama wird heute vom Lexicon mit „sühnen, versöhnen“ wiedergegeben. Ursprünglich bedeutete es wohl opfern, wofür das gegenwärtige Estnisch ein Fremdwort eingeführt hat.

3) Der lautlich umgekehrte estnische Imperativ Kergi! (erhebe Dich).

4) Kurz vor der Entscheidungsschlacht, die der Kalewsohn den Feinden seines Landes liefert, vergräbt er in der Stille der Nacht an einem verborgenen Orte den ganzen Königschatz und giebt dabei an, auf welche Weise und von wem derselbe in Zukunft einmal gehoben werden könne. Die ganze Schilderung (im Kalewi poeg XX, 69—117) klingt in mehreren Beziehungen an unser Märchen an. Der Kalewsohn sagt nach Vergrabung des Schatzes:

„Schwarz sollen sein die drei Gesellen,
 Ohne jeglich Weiß am Leibe,
 Die ihr Leben müssen lassen:
 Schwarz der Hahn, der Hofeswächter,
 Schwarz das Kästchen oder Hündchen,
 Und aus schwarzer Erd' der Dritte
 Sei der blinde, schwarze Maulwurf.
 Flammet auf Johannisfeuer,

Dann soll hell der Schatz erstrahlen!
 Kommt ein Mann, der drei Gefellen
 Zaubermächt'ges Blut zu opfern:
 Steige auf der Schatz drei Schuh hoch,
 Eine Spanne noch darüber,
 Sei dem klugen Wort gehorsam
 Und dem Bann der Taara-Weisheit!
 That des Mannes Mutter aber
 Fehlt mit Fremden oder Eignen,
 Niemals soll der Schatz der Ahnen
 Dann in seine Hand gelangen!
 Einem Sproß von reiner Mutter
 Bleibt der alte Schatz als Erbe." zc.

41. Die drei Schwestern.

1) Vgl. die Anmerkung 2 zu Nr. 27. — Heilquellen gab und giebt es noch gleich den Wetterquellen überall im Lande. Sie heißen „Lebens- oder Augenquellen“ (olu- oder silmahallikad). Häufig wurde zu Heilzwecken das Wasser aus vier verschiedenen geweihten Quellen zusammengetragen. In unzähligen Fällen kommt noch heute das von einer göttlichen Kraft belebt gedachte Wasser als entführendes oder heilkräftiges Element zur Anwendung. Noch heute z. B. nehmen die Pleßkauschen Esten alljährlich am Johannisstage nach Sonnenaufgang in einem „heiligen Bach“ (pühälä) ein Reinigungsbad, dem Opfer und Gebete vorangehen.

43. Die Geldlade.

- 1) Im Norden der Insel.
- 2) Das Geldfeuer („rahatuli“), das glänzende, die Menschen verlockende und irre führende Zeichen (Zerlichkeit) eines verborgenen Schatzes, erscheint auch personifizirt in der „Palunöid“ (Heidenhere).
- 3) Schwein, Ziege, Kröte und Fledermaus sind des Teufels Lieblings-thiere. Bei Verwandlungen nimmt er auch gern die Gestalt einer schwarzen Rake an.

45. Der verhegte Gauk.

1) Ein probates Mittel, um Todte am Verlassen des Grabes zu hindern. Nach altestnischem Glauben führen die Verstorbenen überhaupt noch im Grabe eine gewisse Existenz fort. Man befragt sie an ihrem Grabhügel und sie ertheilen unter Umständen Antwort und Rathschläge. Böse, schuldbeladene Verstorbene jedoch verlassen nämlich ihre Gräber und wandeln umher (Heimgänger), um wie bei Lebzeiten Uebles zu thun. Diese werden in der angeführten Art gebannt und unschädlich gemacht.

47. Der wunderliche Henschober.

1) Vgl. die Anmerkung 3 zu Nr. 13.

50. Die kluge Bäuerin.

- 1) Name für eine Kuh mit weißer Stirn.
- 2) Wörtlich „Kaltshuh“. Die „Kaltshuhe“ werden als irrende, umgehende Seelen verstorbener Menschen betrachtet, die aus irgend einem Grunde im Grabe keine Ruhe finden. Zu gewissen Zeiten und Stunden gelingt es ihnen, sich den Lebenden zu nähern, wobei sie stets eine böswillige Absicht verfolgen. Als schreckhafte Geister der Dunkelheit gesellen sie sich zu der Gruppe der übrigen Vegetationsdämonen, die in der Unsicherheit der Nacht auf öden Heiden und schweigenden Mooren ein unheimliches Gesicht annehmen.

51. Der schwarze Tod.

1) Die Ostseeprovinzen sind häufig von verheerenden Seuchen heimgesucht worden (in den Jahren 1315, 1532, 1549, 1570 und 71, 1579 und 80 u. s. w. und namentlich 1710) und die Erinnerung an das Elend jener Zeiten lebt in der Volks Sage lebendig fort. Die von den Chronisten (wie Thomas Hiärne, Balthasar Ruffow, Engelken u. A.) geschilderten Schreckensscenen aus jenen Jahren, wo Eltern ihre Kinder schlachteten und verzehrten und die Verbrecher am Galgen oder auf dem Rade den vor Hunger Wahnsinnigen zur Speise dienten, übertreffen

Alles, was die düsterste Phantasie ausbrüten mag. Diese schrecklichen Perioden unserer Geschichte müssen das Volksgemüth auf das Tiefste erschüttert haben, wie der tragische Ton des Volksliedes beweist, wo es sich jener Zeiten erinnert. Aus einer von Gurt (Alte Harfe, Sammlung II, 1. und 2. Lieferung, pag. 2 flg.) veröffentlichten Rune übersehe ich die nachstehenden Verse:

Ach Ihr zarten Jungfrauen!
 Jeho dürft Ihr jubiliren,
 Scherzen jeht zur rechten Stunde!
 Jetzt ist Kalk in anderen Landen,
 Weit von Euch der Männerwürger,
 Weit der Frauentod in Tarwast.
 Doch auch Euer Mund wird schweigen,
 Eure arme Zunge stocken! —
 Wenn von fern kommt Kalk gezogen
 Männermord aus anderen Landen,
 Frauentod herbei aus Tarwast,
 Würgt er wohl die Klügsten hin,
 Pflückt er ab die Allerjüngsten,
 Von der Mutter Schoß den Säugling.
 Ziehen läßt er nur die Greisen,
 Leben läßt er nur die Waisen!

Pest, Fieber und Krankheiten aller Art erscheinen in der estnischen Mythe (und ebenso bei sämmtlichen verwandten Stämmen) personificirt, d. h. der überfinnlische, feindliche Dämon verbirgt sich bei seinem persönlichen Auftreten hinter einer dem menschlichen Wahrnehmungsvermögen zugänglichen Erscheinungsform. Das Fieber, der „Hall“ (der Graue), bald männlich, bald weiblich gedacht, erscheint in Menschen- oder Thiergestalten und sikt ritlings auf den von ihm Ergriffenen. Außer Bannsprüchen giebt es vielerlei Schuzmittel wider die Fiebergeister. — Die Pest, der Kalk, pflegt ohne Sippchaft zu sein. Der Kalk tritt als ein schwarzer oder grauer Mann auf und wird von ihm in einigen Landes- theilen, namentlich auf den Inseln und an der Küste Estlands, geglaubt, daß er keine Füße habe, daher er fahren oder sich (als Contagium) weiter tragen lassen mußte. Wiedemann (a. a. O. pag. 423) erzählt: „Wenn er in einem Hause war, so durfte Niemand aus einem anderen dahin

gehen, damit nicht Kalk ihm in die Tasche kroch oder sich irgendwo anhängte und sich so in ein noch gesundes Haus bringen ließ. Wenn es in einem Dorfwege zu kothig war zum Fahren, so verwandelte er sich in einen Hund, ein Schaf oder eine Ziege, um zu Fuße zu gehen.“

53. Der dankbare Kalk.

1) Die lohende Flamme schützt vor Dämonen und allerlei Einflüssen schädlicher Art.

55. Der reiche und der arme Bruder.

1) Erinnert an den raublustigen „önnetooja“ (Hefemännchen), der zwar den einen Bauer bereichert, aber den anderen bestiehlt, und der an einem Gründonnerstage in den Fluß geworfen werden muß, um ihn los zu werden. Die Armuth („waesus“) tritt sonst nicht persönlich auf.

58. Die Schwalbe.

1) Zu den verwandelten Thieren gehören in der estnischen Sage noch der Kuckuck, der aus dem Herzen eines Waisenkindes entstanden ist und dessen Gesang lautet: „Kuku, kuku! Die Stiefmutter schlug mich todt, der Bruder trank mein Blut, die Schwester aß meine Finger! Der Stiefmutter mit einem Stein! Kuku, Kuku!“, ferner die aus einem frommen, im Walde verirrten Mädchen entstandene Taube, die Fledermaus, in welche Urtvater eine Heze verwandelte, und einige andere.